



Illustriertes Familienblatt. & Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Kains Entsöhnung.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westkirch.

Als Brün und Janfredrik an den Hafen kamen, um ihr Boot klar zu machen, trafen sie auf einen Landsmann, Jan Meier-Clüvers. Es war der Lebemann und Herzbrecher von Schmalenbeek, der Geschickteste mit der Flinte, der Flinkste auf dem Tanzboden, der Erste beim Raufen, beim Trinken, bei der Liebe. Heut war er besonders aufgeräumt. Er behauptete, die Bremer Luft mache fidel, und er gab nicht Ruhe, die Nachbarn mußten noch einmal mit ihm zu Peter Petersen eintreten. Er wollte einen ausgeben, nicht Bierkalteschale, einen steifen Grog. Er hatte es dazu. Ein paar Taler Klumperten in seiner Tasche, obgleich sein Boot noch hochbeladen lag. Es mochten wohl unter den Törfen einige Hasen und Birzhühner gesteckt haben, die er eben beim Wildhändler verfilbert hatte.

Janfredrik war ein Gegner aller Grogs, die er bezahlen mußte, aber einen geschenkten auszuschlagen, hätte er für sündhafte Verschwendung gehalten. Es war auch gleichgültig, ob man eine Stunde früher oder später heimkam. Nacht wurde es in jedem Fall.

Die drei setzten sich an einen Tisch, und so lebhaft floß ihr Gespräch, daß die schweigsamen Torfleute an den anderen Tischen staunend herüberhorchten. Eine ihm ganz neue Aufgeregtheit riß Janfredrik schon nach dem ersten Glase über sich selbst weg. Durch das Wunder, das er in sich erlebt hatte, war ihm die ganze Welt voller Wunder. Alle Dinge gewannen ein anderes Ansehen, wiesen neue Seiten, und es war ein Fieberdrang in ihm, sich und den anderen Rechenschaft zu geben über diese neuen Erfahrungen, zu philosophieren, zu rasonieren.

Das gleiche gesteigerte Wesen zeigte Jan Meier-Clüvers, nur noch lärmender, brutaler. Seine vorstehenden blauen Augen rollten, das strohblonde Haar fiel ihm in die Stirn. Er erzählte Wiße vom vorigen Scharmbecker Markt, über die die Hörer vor Freude auf den Tisch schlugen. Immer derber wurden seine Geschichten, je öfter der Wirt neue Kunden brachte. Janfredrik hatte seine Knauerigkeit auch vergessen. Er zahlte jetzt für sich und Brün. Er zahlte nicht einmal die Gläser. Mit Absicht, mit Bewußtsein geschah's, ihr zu Ehren, Sophee zu Ehren. Das höchste Glück seines Lebens sollte nicht ungefeiert vorübergehen. Janfredrik Holm hatte nicht gelernt, daß man anders feiern könne als den Geldbeutel in der Hand und das Glas auf dem Tisch.

„Prost! Hoch!“ Hoch das niegelante Schwebegefühl in Hirn und Gliedern, das den schwerfällig nüchternen Mann

hinaufhob über sein Moor, seine Törfe, sein Haus, seinen Aker, seinen Gewinn.

„Prost, Nachbar! Noch ein Glas!“

„Noch ein Glas, Nachbar! Prost! Hoch!“

Die Gläser klangen aneinander. Der gleiche Name war in ihrer aller Hirn. Aber keine Zunge sprach ihn aus. Sophees liebliches Gesicht in seiner Glorie goldener Locken gaukelte allen dreien vor Augen, aber wenn sie vor Freude schrien, gaben sie sich den Anschein, daß es über die plumpen und ungesalzenen Wiße geschähe, die Jan zum besten gab. So stand ihre Lustigkeit in keinem Verhältnis zu den Dingen, die sie zu wecken schienen. Sie war einfach der Schrei unkultivierter Naturen, mit dem sie dem Gewaltigsten in sich Luft machten, das auf dem Höhe- und Brennpunkt ihres Lebens ihre Sinne und ihre Seelen durchwühlte, etwas Elementares, wie der Brunnstschrei des Hirsches.

Nur in Brün, der zarter geartet war, überwog die Sehnsucht. Der Alkohol, der das Wesen der anderen veräußerlichte, verinnerlichte feins. Statt ihn zu brutaler Tatkraft aufzusteigern, wirkte er in ihm eine tiefe Zärtlichkeit, die ihn schweigsam machte.

Endlich überschritt der Taumel seinen Höhepunkt. Das Übermaß hatte die Kraft erschöpft. Janfredrik sprach von Heimkehr.

„Ein Glas noch,“ schrie Jan Meier-Clüvers. „An dor möt ji mi Bescheed dohn. Wat wi leiw hefft!“ Er hatte bei den Soldaten diesen Trinkspruch gelernt. Der drückte aus, was er jetzt empfand.

Janfredrik reckte sich auf. „Wat wi leiw hefft!“ Es klang wie ein Kampfruf.

Aber als Brün sein Glas hob, schimmerten Tränen in seinen Augen. Er war zu ergriffen, um ein einziges Wort zu sprechen. Jan, der in einer Stimmung war, über alles zu lachen um des Lachens willen, stieß ein Hohngeschrei aus.

„Nee,“ wehrte Janfredrik ernst. „Brün het recht. Wat wi leiw hefft, dat is tom Lachen um tom Weenen oof. Dat is överhopt dat Grötste, dat Allergrötste, wat wi erliewen fännt, Jan. Du büst man noch to jong, um dat to weeten.“

Jan lachte dröhnend. „As du man noch lang' lewst, Janfredrik. Du büst to klauk. Prost!“

„Gu'mmacht.“

Janfredrik stand auf. Er ging nicht ganz so gerade wie sonst. „Dat verflirtige up en Stohl Sitten maakt en Minschen ganz stüff,“ sagte er.

Die Mondfichel hing tief am Himmel. Die Sterne glitzerten. Die Nachtkühle legte sich den Aufgeregten feucht um die heißen Stirnen, wob um Janfredriks überstäubendes Empfinden etwas wie eine dünne Eiskruste, die es gesammelt hielt. Aber in Brün kam eine weinerliche Empfindsamkeit zum Überfließen. Alles rührte ihn: daß die Mondfichel leuchtete, daß der Hafen einsam lag, daß die „Luise“ nun endgültig ihr Eigentum war, daß er seiner Schwester Kinder enterbt hatte. Vor allem rührte ihn Janfredrik. Hätte er sich's nur getraut, er würde ihm jetzt um den Hals gefallen sein und ihm laut schreiend gedankt haben für seine große Güte, die ihn, den armen Knecht, zu einem Bauern gemacht hatte, zu einem Mann, der das Mädchen, das er liebte, heiraten konnte. Und vor diesem Menschen hatte er ein Geheimnis! Sein Höchstes, sein Feierlichstes verbarg er vor ihm! Das war schändlich! Ein Schluchzen überkam Brün über seine Schlechtigkeit. Seine Tränen tropften auf das Ruder, mit dem er sich und die „Luise“ aus dem Hafen und unter der Brücke weg in den Kanal stocherte.

„Jung.“ sagte Janfredrik, „du heft to veel Grog kregen.“ Brün schüttelte den Kopf, daß er seine Tränen wie Perlen umherstreute. „Nee, Janfredrik, das is nich dem Grog. Das is gans was anderes.“

Nur mühsam kamen sie vom Fleck. Es wehte kein Wind, so daß sie das Segel nicht hatten setzen können, und Brün handhabte das Ruder schwerfällig und unregelmäßig. Janfredrik, trüg vom Trunk, fühlte keine Lust, auf den Leinpfad zu steigen und den schweren Kahn an der Kette aufwärts zu ziehen. Er schlug die beiden Türen der Koje zurück. „Maal dat Boot fast, Brün. Wi wilt en poor Stümm'n slapen.“

Brün hatte keinen Willen. Er half Janfredrik das Tau um einen Birkenstamm am Ufer schlingen. Dann zwängte er sich neben ihn in die enge Koje und drückte sein tränennasses Gesicht ins Stroh. „Mein Bruder Janfredrik.“

Janfredrik ließ die Kojentüren wieder fallen. Sie lagen zwei Zoll hoch über den Nasen der beiden. Unmöglich für einen von ihnen, den Kopf zu heben. Selbst das Umdrehen war eine Schwierigkeit. Und keine andere Luftzufuhr in den Raum, den ihre Leiber fast ganz ausfüllten, als durch die Fugen und Spalten der Doppeltür über ihnen. Aber todmüde Menschen sind anspruchslos.

Janfredrik schlief bald fest. Auch Brün fiel in einen unruhigen Schlummer, den zwei Zwangsvorstellungen immer wieder verdrängten, die eine, daß er schleunig, schleunig heim müsse, die andere, daß es seine Pflicht sei, Janfredrik seine Liebe zu beichten. Sie gewannen schließlich solche Gewalt über ihn, daß er's nicht länger aushielt, still zu liegen. Er stieß die Türen wieder auf.

„Jah mein', es kommt ein gans steifen Wind auf, Janfredrik. Jah mein', wir sollen das Segel setzen und weiterfahren.“

Schlaftrunken richtete Janfredrik sich auf. Wirklich berührte ein Luftzug seine Stirn. Da fügte er sich stumm. Er half das Segel aufziehen, und dann hockte er sich neben den Mast.

Der kurze Schlaf hatte die Geister des Alkohols noch nicht aus seinem Hirn verdrängt. Wenn auch seine Glieder wieder kräftig, seine Bewegungen zielicher geworden waren, der schlimmste Rausch hielt ihn in seinen Klauen, der Rausch, der feiner scheint und doch alle Wahrnehmungen, alle Gefühle ins Maßlose steigert. In seiner Überspannung durchlebte er träumend wieder die Stunde mit Sophee. Er hörte jedes Wort, das sie gesprochen hatte, er fühlte die Weichheit ihrer Haut, das Brennen ihrer Lippen auf seinen. Der Aufruhr in seinem Inneren stieg und stieg.

Brün am Steuer rang derweil unschlüssig um das Wort, das er sprechen wollte. Über ihm leuchteten wie kleine Flammen die unwirklich großen Sterne am schwarzen Himmel. Der Kahn glitt jetzt schnell zwischen flachen Wiesen hin. Lange Nebelschwaden standen drüber. Dann hörten die Wiesen auf, das schwarze Heidekraut begann. Die langgezogenen Schwaden

ballten sich zu seltsamen weißen Gestalten, des Teufels Reigen im Teufelsmoor. Die langen Nebelschleppen wehten. Durch die flatternden Schleier, die bleichen Glieder ergoß der steigende Mond gespenstischen Schimmer. Über den Köpfen der Spulgestalten hing er krumm und blutig wie ein Nichtschwert. So rot war sein Schein, daß die Sterne nicht vor ihm verblaßten. Da sprach Brün. Sein böses Schicksal ließ ihn sprechen.

„Janfredrik.“

Janfredrik fuhr sich mit der Hand über die Augen, als müßte er die Bilder davor erst zur Ruhe bringen, die ihm das Herz pochen machten wie einen Hammer und das Blut in seinen Schläfen siedeten, als ob es kochte. „Wat?“

„Weißt noch, Janfredrik, wie du manchmal in Spaß gesagt hast, wir sollen beide ein Frau nehmen un beide auf den nämlichen Tag? — Kann sein, daß das nu so kommen tut.“

„Du wuttst friegen?“ fragte Janfredrik. „Du ool?“

Es war etwas in der Vorstellung, was ihm gefiel, ihm den Kameraden noch näher rückte. „Wecken (wen) denn?“

„Das freut mir, daß du da nix gegen hast, Janfredrik.“

„Nee. Wi heft jo twee Stuwven (Stuben), een vör di, een vör mi.“

„Un ich kann da auch wirklich nich für, Janfredrik. Ich hab' das nich gewollt. Es hat mir ergriffen, wie der Wind das Boot da treibt von den Augenblick an, wo ich Sophee Klünders zum erstenmal sehen tat.“

„Wecken?“ Janfredrik reckte sich auf, stand neben dem Mast, groß, drohend, ein schwarzes Gespenst zwischen den weißen, die über den bleichen Tümpeln ringsum ihren Mitternachtstanz tanzten.

„Wecken?“ Es war ein Schrei.

Brün mißverstand die Leidenschaft, die in der heiseren Stimme drohte. „Ja, sie is man ein Städtische,“ sagte er demütig, „un mit die Wirtschaft mag sie nich recht Bescheid wissen. Aber Janfredrik, sie hat mir jo lieb —“

„Leiw! Leiw! Di? — Falsche Hund! Dat lögst!“ Er hatte Brün gepackt. Er schüttelte ihn. „Sophee Klünders is mien Brut! Mien! — Versteihst dat?“

Nein, Brün verstand nicht. Mit weitausgerissenen Augen, gelähmt vor Schreck, starrte er den Rasenden über sich an, das wutentstellte Gesicht mit den wie aus Holz geschnittenen Zügen, das verwitterte, früh gealterte Moorbauerngesicht. „Aber das is nich wahr!“ schrie er. „Janfredrik, siehst denn nich, daß das nich wahr sein kann? — Sophee un — un du! — Du kömmt woll ihr Vater sein. Haha! — Du un Sophee! —“

Janfredriks Hand fuhr nach Brüns Kehle.

Der rang nun auch, sich zu befreien. „Laß' mir los! Sie is mein! mein! — Wie kannst dir nur einbilden? Sie macht gern Spaß — aber —“

„Hund, verdammt!“

Janfredrik war nicht mehr der, der er durch ein ehrbares Leben von fünfunddreißig Jahren gewesen war. Der Andere in ihm, der Zweite, den er in sich trug, ohne ihn zu kennen, der Sinnenmensch, der erst seit Sonntag die Glieder zu regen begonnen hatte, reckte sich jäh zu Riesengröße. Dieser Zweite wußte nichts von Gesetz, Rechten anderer, Freundestreue. Der sah auf der Welt nur zwei Dinge: das begehrte Weib und den, der es rauben wollte, den Feind. Brüns Gesicht, das eben der Mond beschien, war schön, jung, gefährlich jung. Und das sollte sich drängen zwischen sie und ihn, der — wie war's doch? — ihr Vater sein könnte! — Der Knabe, den er aus dem Nichts gezogen hatte, tat ihm das? — So stieß er ihn ins Nichts zurück.

Es waren keine Gedanken, die er dachte in diesen Sekunden, nichts, das sich hätte in Worte fassen lassen, ein wütendes Brennen nur in Brust und Hirn, bis zum Schmerz gesteigerte Liebe, bis zur Lust gesteigerter Haß, der dumpfe, gewaltige Trieb, der den Hirsch auf der Waldwiese treibt, den Nebenhühler auf die Zacken des Geweihs zu speien, müßt' er selber dabei verbluten. Und noch etwas anderes: Kains Reid auf Abel. Von überreicher Arbeit betäubt, hatte in dem Älteren

die Sinnlichkeit geschlafen, und da sie erwachte, er in glühender Inbrunst seiner Gottheit das Opfer anzünden wollte, das Opfer seines ganzen mühseligen Lebens, siehe, da geschah es, daß der Gottheit das Opfer des Jüngeren, Erfahrungslosen besser gefiel.

„Janfredrik! —“ Brün hatte im Ringen nicht seine ganze Kraft eingesetzt. Er glaubte noch immer nicht an den Ernst des Kampfes. Janfredrik drängte ihn zum Rand des Bootes. Er glitt aus, stürzte. Mit dem Oberkörper hing er halb über dem Wasser, und Janfredrik lag auf ihm, presste mit vom Zerknirschung gesteigelter Kraft fester und fester die Fäuste ihm um die Kehle. Ein eisiges Entsetzen packte Brün.

„Janfre —“ Der Laut erstarrte. Ein Stöhnen, Aufbäumen, ein Nöcheln. Dann Stille.

Janfredrik löste den Griff nicht. Es war Wonne, da unter den Händen zu zerbrechen, was sich ihm in den Weg stellte. Eine Giftschlange hatte er sich aufgezogen. Schlangen erwürgt man. „Du schallst mi mien Brut (Braut) nich wegnahmen! Du schallst nich!“

Aber er fand keinen Widerstand mehr. Das ernüchterte ihn. Und da war eine Veränderung in Brüns Gesicht. Diese Blässe kam nicht vom Mondschein allein. Auch die Augen standen sonderbar starr zwischen den langen Wimpern. Unwillkürlich öffnete er die Fäuste. Da rollte der Kopf hintenüber, mit offenem Mund, den kein Atem bewegte, mit glasigen Augen.

Und als Janfredrik durchfähet, als wehte ein Winterwind ihn an, sich aufrichtete, glitt der Körper, den des Würgenden Gewicht allein gehalten hatte, schlapp wie ein leerer Schlauch über den Bootsrand in den Kanal. Der Kiel der flint segelnden „Luise“ ging über ihn weg.

Janfredrik taumelte auf seine Füße, hielt sich am Mast. Die Sterne strahlten über ihm, der Mond leuchtete. Über den Torflöchern und im Birkenbusch hingen die weißen Nebel-segen, und die „Luise“ glitt ihren Weg. Er war allein. Künftig würde er immer allein sein. Aber er fühlte keine Reue, er fühlte auch keine Furcht in dieser wunderlichen Seelenstimmung — nur eine große Unruhe, ein ihn fast rasend machendes Verlangen, Sophee zu sehen, zu hören, ihre Hand zu fassen, sie zu fragen, von ihr es beschworen zu hören, daß er gelogen hatte, elend gelogen, der Tote, der Meidische, daß er ihn mit Recht gerichtet hatte. Er dachte nichts weiter. Seine Liebe zu Brün war untergegangen, erloschen in seiner Weibesliebe.

Vorwärts gerichtet, verschlangen seine Augen den Weg. Obgleich der Wind aufstiege, lief das Schiff ihm zu langsam, immer zu langsam. Er nahm das Ruder. Er arbeitete, daß der Schweiß ihm von der Stirn rieselte. Vorwärts! Vorwärts!

Im Morgengrauen passierte er das Fährhaus an der Hamme. Krishan Pott stand auf der kleinen Landzunge. Seine silbernen Ohrknöpfe bligten im ersten Sonnenstrahl.

„Halloh, Janfredrik Holm, wie is't nu mit en lütten Snaps? — Schall ik ehr fastmaken?“

Janfredrik schüttelte den Kopf. Er wendete nicht einmal das Gesicht.

„Wo heit dien Kumpagnong (Kompagnon) laten? — Slöpt de noch?“ Es war die erste Frage nach Brün, die Janfredriks Ohr traf. Aber sie brach seine Verstocktheit nicht. Nur heim! Nur Sophee in die Augen schauen!

Er gab keine Antwort. Stumm rudern sauste er vorüber. Vorwärts! nur vorwärts!

Erstaunt sah der Wirt dem eiligen Schiff nach. Da war etwas Ungewöhnliches im Gesicht des Moorbauern gewesen. Etwas war nicht in Ordnung.

\* \* \*

An diesem Morgen ereignete sich bei Vorsteher Ehlers etwas Niedagewesenes. Alheid, die vielgetreue Wirtschafterin, stand nicht aus ihrem Wandbett auf.

Man hatte sie in Haus und Hof gesucht. Daß sie noch in den Federn liegen könnte, fiel keinem ein. Als der jüngste Ehlers es entdeckte, grenzte das Erstaunen an Ratlosigkeit.

Ganz still lag sie mit zusammengebißnen Zähnen, mit geschlossenen Lidern, regte sich nicht, antwortete nicht. Wenn Anfrage und Zuspruch der Jhrigen zu dringend wurden, murmelte sie nur: „Laat mi tofrä'en. Laat mi man blot tofrä'en!“

Ob sie Schmerzen habe, fragte Ehlers. Ob man zur Stadt fahren und den Doktor holen müsse? Die fiebergeplagte Frau Ehlers stellte ihre Chininpulver zur Verfügung. Trina sprach von kalten Einpackungen, die Großmagd von Sympathie. Alheid hatte nur eine Antwort: „Laat mi tofrä'en. Laat mi blot tofrä'en!“

Da entschied Urgroßmutter Ehlers: „Denn so laat ehr tofrä'en. Kranfsien un Wohlfsien künmt ut'n Harten. Un dr is keen Doktorsdrank, de en tröric Hart vergnögt maken kann.“

Aber in dem Maß, wie der Morgen vordröhrt, kam immer wieder der eine und der andere der Familie auf den Zehenspitzen herein, schlug die Bettüren zurück, wollte sehen, ob die Nege es noch also untätig aushielte.

Alheid schlug die Augen nicht auf, regte nicht die Hände, nicht die Lippen. Sie wachte doch, sie war nicht krank, würde auch nicht krank werden. Binnen wenigen Tagen, Stunden stand sie auf, tat ihre Arbeit vom Morgen bis zum Abend, gleichmäßig, unermüdet, wie das Frießwerk der Turmuhr in Grasdorf — tat sie heut und Jahr um Jahr, mit blonden und grauen Haaren, mit alten wie mit jungen Gliedern — gleichmäßig, unermüdet, bis das Ende kam, das Getriebe stillstand. Nur seit gestern Janfredriks Wort das Glück und den Glanz für immer davon weggewischt hatte, ekelte ihr vor dem langen, freudlosen Weg, der noch vor ihr lag. Und der Ekel war so mächtig, daß er ihr Glieder und Willen lähmte.

Kein Gedanke kam ihr an eine Verzweilungstat. Sie war ein Kind des Moors. Das Moor hat keine feuer-speienden Berge, keine Erdbeben. Es ist stumm und düster und tief, und was in ihm ruht, das zeigt es nimmer dem Licht der Sonne. Niemals würde sie von ihrer Liebe sprechen, niemals von ihrem Leid. Sie würden doch da sein und bleiben, so mächtig, daß sie sie für immer vom Glück eines eigenen Herdes schieden. Und das Leben würde seinen Gang gehen, Tag für Tag. Nur heute war Raft. Nur heute war Pause. Heut wollte sie die Sonne nicht sehen und kein Menschengesicht und trotzte den eilenden Stunden, die sie zur Pflicht riefen.

Es wurde aber bald still um sie, denn andere Ereignisse nahmen das Interesse der Ehlerschen Familie in Anspruch.

Durch den auffpritzenden Schmutz der langen Dorfstraße sprengte mit weit durch die gelben Birken voranleuchtendem roten Bändel der Depeschboten. Es gab erwachsene Einwohner von Schmalenbeek, die einen Depeschboten in ihrem Leben noch nicht gesehen hatten. Für die Kinderwelt war er ein Wunder. Eine Schar halbwüchsiger Jungen und Mädchen gab ihm das Geleit zum Ehlerschen Hof. Die ganze Familie lief vor die Tür, als er über die Brücke bog.

„Fräulein Sophie Klünder bei Herrn Hofbesitzer Ehlers,“ jagte der Bote, sein Pferd anhaltend. „Ich soll auf Antwort warten.“

Die Jugend des Ehlerschen Hauses stob fort, Sophee zu suchen, während Ehlers den Gaul am Hofstort festmachte und den Boten zu einem Zmbiß ins Haus lud.

Sophee kam, von Trina begleitet. Die Mutter konnte ihre Aufregung, Neugier und Geschäftigkeit gar nicht verbergen.

Sophee war sehr rot im Gesicht, aber von einer schelmischen, triumphierenden Ruhe.

Sie zeigte die Depesche nicht den neugierig die Hälse reckenden Frauen. Sie steckte sie in die Tasche, und dann zog sie ihr Geldbeutelchen hervor und gab dem Boten, was an Münzen darin war. Er möge nur warten. Sie schreibe die Antwort. Sie sah aus wie eine kleine Königin, als sie sich zu Ehlers wendete:

„Onkel Kort, lieber Onkel Kort! wir müssen heim. Wir müssen sofort heim. Willst Du uns den Wagen geben? Heut noch, gleich?“

Kort Ehlers schüttelte den Kopf. „Man sachting. Sachting. Was is denn los?“

Aber Trina hatte ihrer Tochter die Depesche weggenommen, sie gelesen. Jetzt drückte sie Sophie ans Herz, küßte sie, Tränen in den Augen. „Ja, Kort, bitte, gib uns den Wagen. Mit dem nächsten Zug müssen wir heim.“

Sie zog den verblüfften und von dieser Eile verletzten Mann bei Seite und redete leise auf ihn ein. „Nichts Schlimmes, Gott sei Dank! Nein, ganz im Gegenteil. Dich geht das natürlich auch an. Du bist das Haupt der Familie. Also du und Mutter, kommt mit herein in die Stube. So viel sich sagen läßt, sag' ich euch. Laßt euch aber vor der Dem nichts merken. Sie ist so eigen.“

Familie Kländers packte die Koffer. Sie konnten abreisen. Mit ihrer Erbschaftsangelegenheit war Frau Trina auch im Reinen. Sie nahm ein hübsches Sümmlen mit fort.

Und nun gegen Mittag wurde doch Alheids Bettür noch einmal aufgerissen, und der davorstand, ließ sich nicht abweisen durch die geschlossenen Lider, das starre Gesicht. Er faßte eine der schlaff daliegenden Hände . . . „Tante Alheid! Liebe Tante Alheid! Mach doch mal die Augen auf. Siehst mich nicht lange mehr.“

Gleichgültig hob Alheid die Lider. Sie kannte die Stimme. Das war ihr Bruder. Der Bruder der Falschen, Schlechten. Immer noch zu lange sah sie den. Aber in dem blaffen Bubengesicht unter dem kupferschimmernden Haar war ein ungewöhnlicher Ausdruck wirklicher Betrübtheit, die sich hinter Trotz zu verdecken suchte.

„Weißt's gewiß schon, Tante Alheid? Wir sollen fort! Ich auch! Mutter will's. Und ich hab' doch noch vier Tage Ferien. Aber ich komme Ostern wieder, und wenn ich zu Fuß laufen soll.“

Von des Knaben Rede war nur ein Satz an Alheids Ohr geschlagen. Der weckte sie aus ihrer Starre.

„Ihr geht weg? Dein — dein Schwester auch?“

„Wegen der Sophie gehen wir ja grad. Weißt du, ich soll's nicht merken, Tante Alheid, na, aber aus Dummerland bin ich auch nicht. Sie hatte da in Hamburg so ne Bändelei mit einem, Architekt ist er, glaub' ich. Aber seine Eltern sind was hochmütig, wollten nicht. Jetzt mag er die wohl herumgekriegt haben. Denn heut ist eine großmächtige Depesche

gekommen, und seitdem küssen sich die Frauen immerlos, und wir sollen gleich nach Haus.“

Etwas kitzelte Alheid, daß sie lachen mußte in ihrer Dual. Einen Anderen, einen Feinen, einen Stadtherrn trug sie die ganze Zeit im Herzen, freite ihn jetzt, und derweil bildete Janfredrik sich ein. — Aber als sie an sein ernstes, eifriges Gesicht dachte, erstarrte die wehe Heiterkeit in einem tiefen Schmerz. Das änderte nichts. Was gestern zwischen ihnen zerbrochen war, blieb zerbrochen. Das heilte nicht. Und mehr noch würde zerbrechen im Herzen des Mannes.

Schritte klangen auf der Diele, Stimmen. Die Stubentür wurde geöffnet. „Adieu, Tante Alheid. Ich komme ganz gewiß wieder.“ Gerd schüttelte mit jugenhaftem Ungestim ihre reglose Hand. Seine ganze Liebe zum Moor lag in dem schmerzhaften Händedruck.

Schon schob Mutter Trina ihn von der Bettöffnung zurück. In Federhut und Mantel beugte sie sich über die Bewegungslose. Die nidenden Straußenfedern kitzelten Alheids Stirn. „Leb' wohl. Leb' wohl, liebe Adelheid. Sollst auch bedankt sein für deine Freundlichkeit. Du hörst bald von mir, recht bald. Und werde gesund. Halt' dich munter. Wo ist der Plaidriemen, Gerd? — Ich schreibe ganz bald, Adelheid. Vielleicht eine Neuigkeit, die dich freut. — Sophie, nun eil' dich, Kind. Nimm rasch Abschied. Tante Alheid ist angegriffen.“

Sophie beugte sich tief über Alheid. Unhörbar für die anderen flüsterte sie ihr ins Ohr:

„Wer mich ärgert, den ärgere ich auch. Merk' dir das. Ubrigens war's nur Spaß. Heut geb ich dir deinen Moorbüffel zurück, ein bißchen vermenschlicht. Kannst dich bei mir bedanken.“

Sie entschlüpfte, ehe Alheid einen Laut finden konnte.

Kleiderrauschen, Türschlagen. Ein paar laute Rufe hin und her. Dann stampften die Hufe den dumpf dröhnenden Boden, die Peitsche knallte, die Räder rollten, die Achse ächzte. Kländers fuhr vom Hof.

Alheid saß aufrecht auf ihrem Bettrand, die Fäuste geballt, die Augen glühend, und die bebenden Lippen suchten noch immer umsonst das Wort, das ihren ganzen Haß, ihren ganzen Abscheu gegen die Ruchlose ausgedrückt hätte, die ihr das Lebensbrot von den Lippen weggerissen hatte, um es in den Schmutz zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Naturheilkunde.

Von Professor E. Grawig.

**Z**u allen Zeiten hat es neben den die Heilkunde berufsmäßig ausübenden Ärzten Personen gegeben, die ohne besondere Kenntnisse vom Bau des menschlichen Körpers und den Verrichtungen der einzelnen Organe Kuren ausführten, und zu allen Zeiten hat es leidende Menschen gegeben, die sich lieber von diesen unzüftigen Personen behandeln ließen als von den Ärzten. Vorzugsweise auf dem Lande, wo ärztliche Hilfe meist nur schwierig zu erlangen ist, blühte von jeher die Dilettantenheilkunde, und der beschaulich lebende Schäfer, der beim Schlachten des Viehes manche anatomische Kenntnisse erworben hat, wird bis auf den heutigen Tag bei Verletzungen, besonders Brüchen und Verrenkungen der Knochen, aber auch bei inneren Leiden von den Gutsarbeitern wie auch von der aristokratischen Guts herrschaft ebenso konsultiert wie die weise Frau, die die Nosetrankeheit zu „besprechen“ vermag und allerhand heilkräftige Kräuter zu sammeln versteht.

Während nun diese ländlichen Heilkundigen gewissermaßen aus der Eigenartigkeit der ländlichen Verhältnisse erwachsen sind und darum eine gewisse Daseinsberechtigung haben, ist auf den ersten Blick weniger leicht zu verstehen, daß in den letzten Jahrzehnten in den Städten und den dicht bevölkerten Landesteilen, wo Ärzte in größter Zahl sitzen, zahlreiche einzelne

Personen und ganze Verbände aufgetaucht sind, die sich als „Naturheilkundige“ bezeichnen und für befugt halten, frange Menschen zu kurieren. Diese aus den aller verschiedensten Berufsständen stammenden Leute werden, wie vorweg bemerkt sein soll, nur zum Teil durch pekuniäre Interessen zur Ausübung des Heilberufes geführt, ein Teil geht von ganz selbstlosen Beweggründen aus, ist von der Wichtigkeit seiner theoretisch gewonnenen Heilgedanken ehrlich, häufig leidenschaftlich durchdrungen und legt, wie neuere Gerichtsverhandlungen gezeigt haben, ein besonderes Gewicht darauf, nicht mit jenen üblen Elementen auf eine Linie gerückt zu werden, die durch ebenso gefährliche, wie teuer bezahlte Eingriffe das Leben der Kranken bedrohen und unter der Bezeichnung als „Kupfischer“ ein zwar häufig mit gerichtlichen Strafen belegtes, im übrigen aber recht einträgliches Dasein führen.

Sieht man von dieser weitverbreiteten Gruppe von Heilkünstlern ab, deren enorme Schädlichkeit gegenüber der Volksgesundheit zwar von keiner Seite bestritten wird, deren Ausrottung aber durch die bestehende Gesetzgebung nicht möglich ist, da selbst bei erwiesenen direkten Verbrechen gegen das Leben diesen Leuten immer der Schutz der Unwissenheit strafmildernd zur Seite steht, so bleibt doch auch bei den erwähnten idealeren



By Permission of Hayland Tuck & Sons, London.

**Wuf der Eißcholle.**  
Gemälde von J. Wetters.

Vertretern der Naturheilkunde die Überzeugung, daß sie trotz Fehlens gesicherter Kenntnisse über den menschlichen Körper zu kurieren imstande seien, auf den ersten Blick recht erstaunlich.

Diese Anhänger der Naturheilkunde begnügen sich zum Teil damit, für eine naturgemäße Lebensweise Propaganda zu machen, und wirken insofern ganz nützlich, als sie fast ausnahmslos gegen die Schädlichkeiten des Alkoholmißbrauches ankämpfen, ihren Angehörigen Mäßigkeit im Essen, Bevorzugung von Gemüse und Obst, Aufenthalt in der freien Luft, Schwimmen und Turnen empfehlen, Verordnungen, die jeder als gesundheitsfördernd billigen wird, sofern sie nicht — was leider häufig geschieht — durch einseitige Übertreibung in das Gegenteil verkehrt werden. Über diese allgemeinen Gesundheitsregeln hinaus aber getraut sich der Naturheilkundige direkt zu kurieren, wobei als Heilfaktoren alle möglichen Anordnungsweisen des kalten, warmen und heißen Wassers, ferner natürliche und künstliche Lichtbestrahlungen, Massage und andere physikalische Heilmittel zur Anwendung gelangen — nur beiläufige keine künstlich hergestellten chemischen Arzneimittel. Diese letzteren sind der Angelpunkt in den Motiven der Naturheilkundigen, sie sind die Gifte, mit denen die Ärzte die Gesundheit der Menschen untergraben, und ihnen gilt in erster Linie der Kampf der Naturheilkundigen. Gegenüber diesen unheimlichen Produkten der Chemie gelten dem Naturheilkundigen die Kräuter und Pflanzen verschiedenster Art für naturgemäße Heilmittel, und besonders werden die äußerst zahlreichen Pflanzen, die harntreibend wirken, wozu z. B. die meisten unserer gebräuchlichen Küchenkräuter gehören, in den verschiedensten Anwendungsweisen in vielfach geradezu leidenschaftlicher Weise als Allheilmittel verehrt und angepriesen.

Berücksichtigt man, daß zu dieser Naturheilkunde sich Männer aller Berufskreise und auch der wissenschaftlich gebildeten Klassen teils als aktive Vertreter und als Propagandisten, teils als passive Anhänger, d. h. als Patienten bekennen, so muß dies wie gesagt sehr erstaunlich in einer Zeit erscheinen, wo die Berufsmediziner durch eingehende Studien am Krankenbett und in den Laboratorien sich bemühen, mit den unablässig verfeinerten Methoden der Technik immer genauere Kenntnisse der Tätigkeit der inneren Organe zu erlangen, um erstens das Verständnis für das Zustandekommen von krankhaften Veränderungen zu fördern und zweitens damit die einzig vernünftige Handhabe zur Vermeidung oder Beseitigung eben dieser Krankheiten zu gewinnen. Gewiß kann das Gold aller dieser überaus mühevollen Untersuchungen nicht immer und ohne weiteres in die bare Münze der täglichen ärztlichen Praxis umgesetzt werden, aber allen diesen positiven Kenntnissen gegenüber die Heilkunde lediglich auf Grund ganz unbestimmter theoretischer Voraussetzungen nicht nur am eigenen Leibe, sondern auch bei anderen Menschen auszuüben, ist ein Vorgehen, das in keiner anderen Berufsart seinesgleichen haben dürfte. Was würde man sagen, wenn ein Mensch, der noch nie im Leben einen Schraubenzieher in der Hand gehabt hat und von den Gesetzen der Statik und Dynamik so viel oder so wenig Vorstellung hat wie jeder gebildete Laie, sich heikommen lassen wollte, einer in Unordnung geratenen hochkomplizierten Dampfmaschine zu helfen. Er kann wohl für die intakte Maschine allgemeine Verhaltensmaßregeln geben und dafür sorgen, daß sie durch fleißiges Putzen, durch Schmierungen und Feuern in gutem Gange erhalten wird, sobald aber eine Störung durch einen inneren Defekt eingetreten ist, wird jeder vernünftige Mensch denjenigen Mechaniker hinzuziehen, der die beste Kenntnis vom Bau dieser Maschine hat, und er wird um so höher in seinen Ansprüchen an die Fachkenntnisse sein, je komplizierter und wertvoller diese Maschine ist. Nimmermehr würde es ihm einfallen, einen beliebigen, gebildeten Laien sich an seiner kostbaren Maschine versuchen zu lassen.

Warum nun wird diese abgegriffene Weisheit nicht an der so unendlich viel komplizierteren und wertvolleren Maschinerie des menschlichen Körpers ausgeübt, warum überantwortet z. B. der angenommene Besitzer der eben erwähnten Maschine seinen

eigenen Leib einem Naturheilkundigen, von dem er selbst weiß, daß sein Blick von keiner Kenntnis über die Beschaffenheit des Leibes beeinflusst ist, derselbe Besitzer, der die genaue Kenntnis bei seiner Maschine für die erste Bedingung hält?

Wie alles, auch das Unwahrscheinlichste, auf der Erde seine natürliche Erklärung findet, so ist auch das anscheinend widersinnige Emporspringen der Naturheilkunde auf verhältnismäßig einfache Ursachen zurückzuführen. Zunächst muß zugegeben werden, daß in manchen Fällen von Ärzten beim Verordnen von Medikamenten, besonders den zahlreichen modernen schmerzstillenden Mitteln auf — in und — on, insofern zu weit gegangen werden mag, als in vielen Fällen eine Binderung der Schmerzen ohne Medikamente durch irgend welche harmlosen äußeren Mittel, Umschläge, Einreibungen und dergleichen ebenjogut zu erzielen ist. Es bleibt aber hierbei zu berücksichtigen, daß breite Schichten des Publikums die Verordnung derartiger Mittel aufs dringendste fordern und, falls sie die Recepte nicht vom Arzt erhalten, sich die Medikamente hinter seinem Rücken verschaffen. Zwischen dieser weit verbreiteten Medizin sucht vieler Leute und der erschöpften Medizinischen der Naturheiler hat der heutige Arzt eine überaus schwierige Stellung, bei der er, wenn er ein guter Psychologe ist und seinen Patienten wirklich helfen will, nicht mit einem Machtwort für oder wider bestimmen, sondern nur durch allmähliches Vorgehen die Extreme beider Anschauungen bekämpfen kann.

Es ist ferner zuzugeben, daß bei der großartigen Entwicklung der medizinischen Wissenschaft in den letzten fünf Jahrzehnten, bei der unablässig gesteigerten Kenntnis von den krankhaften Veränderungen der Organe, bei der Erforschung der Krankheits-erregere, mögen diese mikroskopisch erkennbare Lebewesen oder Schädlichkeiten anderer Art sein, daß bei diesen und ähnlichen hochwichtigen exakten Studien der kranke Mensch als Individuum zeitweise etwas stiefmütterlich behandelt worden ist und auch manche einfache Heilmethode, die sich bei den alten Ärzten bewährt hatte, verlassen wurde, weil sie zu den neu gewonnenen Kenntnissen schlecht paßte.

Ganz unzweifelhaft ist in dieser Zeit manches Leiden nervöser Art, da es anatomisch nicht nachweisbar war, vom Arzt nicht anerkannt worden, und die Kranken haben an anderer Stelle Hilfe gesucht. Ganz falsch aber wäre es, diese kurze Episode in der Entwicklung der modernen Medizin als ein dauerndes Übel zu beschuldigen. Diese Entwicklung hat vielmehr einen durchaus naturgemäßen Gang durchgemacht, indem zuerst die Medizin aus dem unklaren Wust naturphilosophischer Doktrinen durch genaueste Studien am menschlichen Körper befreit wurde, und indem man die krankhaften Veränderungen der Organe und die Mittel, sie am Lebenden zu erkennen, in den Vordergrund des Studiums rückte, da eine sichere Kenntnis dem heilbringenden Eingriff vorangehen muß. Je sicherer die Kenntnisse von den krank machenden Schädlichkeiten geworden sind, je sicherer und frühzeitiger es möglich geworden ist, die Krankheiten selbst zu erkennen, um so klarer und richtiger sind ganz naturgemäß die Heilmethoden der modernen Medizin geworden, bei denen das Verschreiben von chemischen Medikamenten keineswegs mehr die erste Stellung einnimmt.

Wenn man nun auf der anderen Seite die Erfolge der Naturheilkundigen kritisch betrachtet, so beruhen diese auf der von niemand bestrittenen Tatsache, daß die meisten Krankheiten ohne Kunsthilfe auszuheilen vernögen, und daß besonders organisch gesunde Menschen die gewöhnlichen Erkältungskrankheiten ohne irgend welche weitere Mittel, als Bettruhe, leichte Diät und etwas schweißtreibenden Tee, glatt auszuheilen vermögen. Es kommt aber noch ein Drittes und Wichtigstes hinzu, nämlich die Tatsache, daß es kaum ein organisches Leiden gibt, das nicht bei nervenleidenden Menschen durch ein fehlerhaftes Funktionieren dieser oder jener Abschnitte des Nervensystems vorgetäuscht werden könnte, und auf diesem weitesten Gebiet der inneren Medizin, nämlich der Neurostatik im weiteren Sinne, ist die einfachste Erklärung für manche Wunderkuren der Nichtärzte zu suchen.

Es erklärt sich hiernach zunächst die erstaunliche Tatsache, daß gebildete Menschen, die nichts vom feineren Bau des menschlichen Leibes verstehen, andere Menschen zu kurieren wagen, daraus, daß sie selbst als gesunde Personen sich mit kleinen Mitteln über die kleinen Anfalligkeiten, die sie durch Erkältung u. a. erleiden, schnell hinwegzuhelfen wissen. Besonders häufig aber dürfte es sich um Personen handeln, die durch geistige Überarbeitung selbst nervöse Beschwerden davongetragen und gefunden haben, daß lediglich Bewegung im Freien genügt, um derartige Beschwerden loszuwerden. Nur diese ganz subjektive Einseitigkeit, die fixe Idee, daß alle anderen Menschen durchweg ebensogut reagierende Organe haben, und die völlige Unkenntnis dessen, was wirklich als krankhafte Organveränderung vorkommt, erklärt den Mut zum Kurieren bei diesen Leuten, für die das Faustische Wort „... Und sehe, daß wir nichts wissen können! Das will mir schier das Herz verbrennen“ ein längst überwundener Standpunkt ist.

Auch die viel gepriesenen Erfolge dieser Heilkundigen sind ohne weiteres klar, wenn man berücksichtigt, daß glücklicherweise nur ein gewisser Prozentsatz aller derjenigen Menschen, die sich krank fühlen, wirklich ausgesprochene organische Veränderungen besitzt, daß vielmehr, wie erwähnt, in vielen Fällen eine Überempfindlichkeit des Nervensystems irgend ein schweres Organleiden vortäuscht. Um ein einfaches alltägliches Beispiel zu wählen, so kann ein Kopfschmerz durch hundert und mehr verschiedene Ursachen bedingt sein. Bei 80 bis 90 v. H. der Kranken beruht er auf irgend einer die Nerven angreifenden Schädlichkeit des täglichen Lebens und ist mit einfacher Regelung der Lebensweise und kleinen Hausmitteln zu beseitigen, bei 10 bis 20 v. H. ist er das Zeichen eines schweren Allgemeinleidens oder eines Gehirnleidens, vielleicht der unmittelbare Vorläufer des Todes. Es ist demnach klar, daß der Naturheiler bei einer großen Zahl derartiger Kranken vortreffliche Erfolge haben wird, und der kleinere Teil — nun der mag, wenn alle Naturkräfte versagt haben und kostbare Zeit mit vielleicht allerversehrtesten Wasserprozeduren vergeudet ist, zum Arzt gehen — dem Mann ist eben anders nicht zu helfen!

Hiermit kommen wir zu der traurigen Rehrseite der sogenannten Naturheilkunde, die, wie das eben erwähnte Beispiel zeigt, ihren einfachen Grund darin hat, daß der Naturheiler ja gar nicht weiß, was er heilen will, da ihm jede Fähigkeit fehlt, das Grundleiden wirklich zu erkennen. Er hört von seinen Klienten, daß sie Schmerzen haben — sehr einfach! Schmerzen hat er auch oft gehabt, die mit einer kalten Dusche fortgebracht sind — also lautet die Verordnung: kalte Dusche. Wasserlucht, Gelbsucht ist er imstande zu sehen, ja, er vermag öfters die erstere durch einen guten Kräutertee zu beseitigen, nachdem die Chemikalien der Apotheke hierbei versagt haben. Diese jedem Arzt geläufige Erfahrung, daß die rohe Droge

öfters besser wirkt als die aus ihr rein dargestellten chemischen Stoffe, verleitet den Naturheiler dazu, von einem Erfolge seinerseits zu sprechen, während er erstens nicht weiß, daß in seinen Pflanzen so ziemlich das gleiche Prinzip wirksam ist wie in dem Pulver der Apotheke, und zweitens nicht weiß, daß das Schwinden wasserfüchtiger Schwellungen noch nicht im geringsten eine Heilung bedeutet, da die Wasserlucht nur ein äußeres Symptom ist, das bei den aller verschiedenartigsten Grundleiden vorkommt und dessen Schwinden in der Mehrzahl der Fälle lediglich eine vorübergehende Besserung bedeutet.

Schon das ganz willkürliche Verordnen von Kaltwasserprozeduren kann den schlimmsten Schaden stiften. Man sieht heutzutage auffällig viele Menschen mit Herzleiden und frühzeitigen Verhärtungen der Schlagadern, bei denen der Grund in der ganz kritiklosen und viel zu lange fortgesetzten Kaltwasserbehandlung liegt. Ebenso sieht man nach den viel gepriesenen Sonnenbädern häufig genug allgemeine Nervenerscheinungen auftreten, die beweisen, daß auch dieser Naturheilsfaktor ein zweischneidiges Schwert ist.

Wenn es aber wirklich noch nötig sein sollte zu beweisen, daß man, um zu kurieren, auch die Krankheit kennen und erkennen muß, so sei schließlich auf die Erfahrungen bei den häufigsten und gefährlichsten Krankheiten hingewiesen, nämlich der Lungentuberkulose und dem Krebs. Diese Krankheiten hat man gelernt, durch möglichste Verfeinerung der Untersuchungsmethoden in ihren ersten Entwicklungsstadien frühzeitig zu erkennen und damit in so großer Zahl zur Heilung zu bringen, wie das noch bis vor kurzem nicht gehofft werden konnte. Unablässig bemühen sich die Ärzte, das Publikum dahin aufzuklären, daß nur eine frühzeitige Diagnose Heilung bringen kann. Mit welchen Gefühlen muß nun ein Naturheilkundiger seinem Klienten gegenüber treten, den er wegen unbestimmter Klagen und in voller Unkenntnis des Grundleidens in Behandlung genommen hat, wenn er erfährt, daß bei diesem durch die zwecklose Naturbehandlung die Zeit vergeudet und die Krebskrankheit währenddessen so weit vorgeschritten ist, daß der Zeitpunkt zur Operation und Heilung verjäumt worden ist!

Diese alltäglichen Vorkommnisse sind wahrlich ernst genug. Sie sollten das Gefühl für die schwere Verantwortung bei allen schärfen, die sich getrauen, in die Gesundheit und das Leben ihrer Mitmenschen einzugreifen. Sie sollten daran erinnern, daß beim Kurieren nicht bloß das Handeln, sondern ebenso das Unterlassen, d. h. das durch Unkenntnis bedingte Übersehen gefährlicher Erscheinungen die schlimmsten Folgen haben kann. Noch heutigen Tages gilt der Satz: „Schuster bleib bei deinem Leisten“, und Menschen, die nichts von Medizin verstehen, mögen am eigenen Leibe Heilkünste ausüben, von ihren Mitmenschen aber die Hand lassen, und zwar aus dem einfachen Grunde, um mich eines berühmten Ausspruches zu bedienen, „dieweil sie nichts davon verstehen!“

## Zum 200jährigen Jubiläum der Dampfmaschine.

Von Hans Dominik.

Eine alte Scherzfrage lautet: „Kennen Sie die Geschichte von Friedrich dem Großen und dem Bahnwärter?“ worauf kundige Thebaner stets zu antworten pflegen: „Die Geschichte kennen wir, sie ist fünfzig Jahre verfrüht, denn die erste Eisenbahn wurde erst im Jahre 1825 in England erbaut.“ So mag auch die Überschrift dieses Aufsatzes manchem wie ein Anachronismus vorkommen, denn eine Zusammenstellung der Dampfmaschine mit den Zeitgenossen König Friedrichs I. erscheint uns sicherlich über die Maßen unwahrscheinlich. Und doch ist sie möglich, denn das Jahr 1706 brachte uns die erste ganz regelrecht arbeitende Kolbendampfmaschine, die der französische Physiker Denis Papin erfunden hatte und dem damals in Kassel regierenden Landgrafen Karl zur Verfügung

stellte. Wir finden bei näherer Betrachtung, daß jene Zeit überhaupt an technischen Ideen überaus fruchtbar war. Papin war ja der Assistent des großen Hugghens gewesen, und dieser hatte bereits zu Ende des 17. Jahrhunderts einen Schießpulvermotor konstruiert, der sicherlich als Vorbild unserer heutigen Benzineplosionenmotoren gelten darf und dessen Modell mindestens gelaufen sein muß. Papin wurde von einem prachtliebenden Fürsten, eben jenem Landgrafen Karl, ersucht, eine Maschine zu liefern, die die Parkanlagen am Ufer der Fulda entwässern konnte. Er verfiel auf die Idee, den Hugghensschen Pulvermotor mit gespanntem Wasserdampf zu treiben, und die Kolbendampfmaschine war erfunden. Bereits im Jahre 1690 waren die Pläne für die Maschine



In der Marktenderei.  
Gemalt von C. Zeller.



ausgearbeitet, und er selbst veröffentlichte in jenem Jahre eine Schrift: „Neue Methode, die stärksten Triebkräfte mit leichter Mühe zu erzeugen“, in der er die Prinzipien einer Niederdruckmaschine entwickelte, wie sie die Engländer hundert Jahre später im großen in Betrieb hatten. Der Landgraf unterstützte den Erfinder, aber in den folgenden zehn Jahren schief das Interesse an der Sache allmählich ein.

Inzwischen erging es der Kolbendampfmaschine, wie es später noch so mancher anderen deutschen Erfindung, wie zum Beispiel dem Telephon und der elektrischen Straßenbahn, ergangen ist: das Ausland hatte sich der in Deutschland verachteten Idee angenommen. Im Jahre 1705 sandte Leibniz an Papin die Patentzeichnungen des Engländers Savery, die nichts anderes waren als der Papinsche Entwurf. Dadurch wurde auch das Interesse des Landgrafen Karl wieder rege; der Erfinder, reichlich unterstützt, konnte 1706 das richtig laufende ziemlich große Modell einer Niederdruckdampfmaschine vorlegen. Die Papinsche Maschine bestand aus einem kupfernen Dampfzylinder, der durch einen Kolben verschlossen war. Über die Arbeitsweise dieser Maschine sind zwei Anschauungen verbreitet. Nach der einen soll es sich bereits um eine richtige Hochdruckmaschine gehandelt haben. Es trat nach dieser Überlieferung zunächst Wasser unter den Kolben in den Zylinder, bis der Kolben ganz nach oben gegangen war. Dann schaltete man mit Hilfe von Hähnen den Wasserzutritt aus und verband den Wasserraum mit einer Hochdruckleitung. Danach ließ man von obenher den gespannten Wasserdampf gegen den Kolben treten, der diesen nach unten drückte und das Wasser zum gewünschten Ort presste. Hierauf ließ man den Dampf ins Freie puffen, und das Spiel begann von neuem. Diese Überlieferung ist unwahrscheinlicher als die andere, der zufolge die Papinsche Maschine ebenso wie die Saverysche eine Niederdruckmaschine oder richtiger gesagt eine Unterdruckmaschine gewesen ist. Es trat danach zuerst Dampf unter den Kolben und hob ihn bis zum höchsten Punkt. Dann wurde der Dampfzufluß abgesperrt und kaltes Wasser in den Zylinder gepresst. Es entstand dadurch eine Luftleere, der Kolben ging mit großer Gewalt herunter und trieb durch einen Hebel ein Pumpwerk.

In jedem Fall arbeitete die Papinsche Maschine im Jahre 1706 zur Zufriedenheit des Landgrafen, und Papin selbst hat darüber am 23. August 1706 sehr ausführlich an Leibniz berichtet. Sein Bericht beklagt sich besonders heftig über die mangelhaften technischen Hilfsmittel. War es doch nicht möglich, ein 70 Fuß hohes Steigrohr einigermaßen dicht zu bekommen. Bei den Versuchen strömte nämlich das gepresste Wasser aus allen Verbindungsstellen in vollem Strahl aus, und nur der kleinste Teil gelangte in das Hochreservoir, das sich also ungefähr in der Höhe eines fünfstöckigen Hauses befand. Zwar stellte der Landgraf sofort die Mittel zur Verfügung, um ein neues Steigrohr aus einem Stück herzustellen, allein die Versuche schloßen danach doch wohl ein.

Die Sage aber tanzte sich üppig um den Granitbau der Papinschen Erfindung. Sie erzählt von der Erbauung eines Dampfschiffes, mit dem der Erfinder die Weser besuhr. Sie weiß ferner zu berichten, daß die tausend Grenzen der damaligen deutschen Vaterländer dem Erfinder auf seinen Fahrten unendliche Schwierigkeiten bereiteten, und daß schließlich Schiffer, die von der neuen Maschine eine Verringerung der Arbeitsgelegenheit befürchteten, das Boot in Trümmer schlugen. Immerhin verdanken wir Denis Papin die erste wirklich arbeitende Dampfmaschine auf deutschem Boden, und wären damals die politischen Verhältnisse anders gewesen, hätte an Stelle politischer Zerissenheit bereits ein besseres Reichsgefüge bestanden, wer weiß, ob die Ideen Papins die Dampfmaschine nicht hundert Jahre früher in die Praxis eingeführt hätten.

Trotzdem war der Samen nicht verloren, den Papin ausgestreut hatte.

Der Engländer Newcomen nahm die Papinsche Idee noch im Jahre 1706 fast unverändert wieder auf und schuf eine

praktisch brauchbare Niederdruckkolbendampfmaschine, die bereits während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den englischen Bergwerken für Entwässerungszwecke ganz allgemein in Gebrauch war. Freilich war diese Newcomensche Maschine sehr wenig vollkommen. Sie brauchte noch etwa 25 Kilogramm Steinkohlen, um eine Stunde hindurch eine Pferdestärke zu entwickeln. Außerdem konnte sie mit höchstens zehn Umdrehungen in der Minute arbeiten. Wenn wir uns erinnern, daß unsere heutigen Maschinen für die Pferdekraftstunde nur noch ein halbes Kilogramm Steinkohlen gebrauchen, so sehen wir also, welcher Fortschritt zu verzeichnen ist, welche Entwicklungsreihe sich von 1706 bis 1906 vollzogen hat.

Zunächst freilich fand die alte Newcomensche oder, wenn man so will, Papinsche Maschine in den englischen Bergwerken allgemeine Einführung. Wie bereits geschildert wurde, mußte man, um sie in Gang zu setzen, bei jedem Kolbenstiel zwei Hähne drehen, und da die Maschine bis zu zehn Touren in der Minute machte, so mußte man bei den schnellsten Maschinen durchschnittlich jede Sekunde einmal einen Hahn drehen. Für diese zwar leichte, aber desto stumpfsinnigere Arbeit wurden in England, das damals mehr denn je im Zeichen der Kinderarbeit stand, kleine Knaben verwendet. Einer von diesen, ein gewisser Hoemphry Potter, hatte dabei beobachtet, daß das Öffnen und Schließen der Hähne stets in einem gewissen Zusammenhang mit der Bewegung des großen Maschinenhebels war, und beschloß, das für seine Zwecke auszunutzen. Mit Kunst und Wissenschaft verband er die Hahngriffe durch Schnüre mit dem besagten Balancierhebel und konnte den Nachmittag spielen, während die Maschine von selbst lief. So erfand menschliche Trägheit einen überaus wichtigen Teil der Dampfmaschine, die selbsttätige Steuerung, denn natürlich war es den Maschinenbauern ein Leichtes, die Schnüre Potters durch zweckmäßiges Gestänge zu ersetzen.

Als nächstgroße Verbesserung ist die Erfindung von John Smeaton zu nennen, der zuerst das heiße Kondenzwasser des verbrauchten Dampfes dazu benutzte, um das Kesselspeisewasser vorzuwärmen. Durch diese Verbesserung wurde der Kohlenverbrauch auf etwa 14 bis 15 Kilogramm für eine Pferdekraftstunde heruntergedrückt.

Sehr bedeutende Verbesserungen erfuhr die Dampfmaschine erst um das Jahr 1770 durch die glänzenden Erfindungen von James Watt, Erfindungen, die den vorhandenen Newcomenschen Maschinentypus so von Grund aus umgestalteten, daß man James Watt wohl kurzweg den Erfinder der Dampfmaschine nennt. Dieser geniale Praktiker kam nach eingehenden Untersuchungen, die er an einer Newcomenschen Maschine anstellte, zu dem Ergebnis, daß sie bei jedem Kolbenstiel ungefähr fünf- bis sechsmal so viel Dampf verbrauchte, wie tatsächlich nötig gewesen wäre, um den Zylinderraum zu füllen. Er erkannte weiterhin als Ursache dieses gewaltigen Dampfverbrauchs die Abkühlung, die die Zylinderwände bei jedem Kolbenstiel im oberen Teil durch die kalte atmosphärische Luft, im unteren Teil durch das eingespritzte kalte Wasser erlitten. Daher verschloß er den Zylinder oben mittels eines Deckels, durch den nun die Kolbenstange in einer Stopfbüchse geführt werden mußte, und ließ in den Raum über dem Kolben nicht mehr die kalte Luft, sondern ebenfalls den Kesseldampf treten. So entstand die einfach wirkende Wattsche Dampfmaschine, bei der der Brennstoffaufwand nur noch ein Drittel desjenigen der alten Newcomenschen Maschine betrug.

Da nun beide Seiten des Zylinders bei der Wattschen Maschine geschlossen waren, lag kein Grund vor, die Kondensation nur auf der einen Seite vorzunehmen, vielmehr empfahl es sich, die Maschine doppelwirkend arbeiten zu lassen, so daß stets die eine Seite des Zylinders an die Kondensation angeschlossen war, während von der anderen Seite gegen den Kolben der Dampf mit der Kesselspannung drückte. So entstand die doppelwirkende Wattsche Maschine, auf die der Erfinder im Jahre 1774 ein auf 24 Jahre laufendes Patent nahm. Bedeutete diese Maschine auch keine direkte

Brennstoffersparnis, so verdoppelte sie doch bei gleichbleibender Größe die Leistung einer Maschine.

Durch diese Erfindung wurde eine zuverlässig wirkende Dampfmaschine geschaffen, die für die Pferdekraftstunde nur noch etwa vier Kilogramm Steinkohlen verbrauchte und erheblich leichter ausfiel als die sehr schwere alte Papinmaschine. Die Verbesserungen von James Watt waren so bedeutend, daß er, wie erwähnt, vielfach direkt als Erfinder der Dampfmaschine bezeichnet wurde. Die Lehrbücher wissen sogar erbauliche Geschichten von einem Teekessel zu erzählen, dessen Deckel der jugendliche Watt tanzen sah und der ihn auf die Idee brachte, die Kraft des Dampfes industriell zu verwerten. Diese Geschichte ist zwar niedlich, aber unwahr. Als Watt zu wirken begann, arbeiteten in England bereits Papinische Maschinen mit einer Gesamtleistung von mehreren hundert Pferdestärken. Da wir gerade einmal von Töpfen reden, so muß ferner an den Papinischen Kochtopf erinnert werden, jenen Topf mit fest-schraubbarem Deckel, der noch heute in unseren Küchen in Gebrauch ist und aus dessen Ventil der Dampf weit kräftiger als unter dem Deckel eines gewöhnlichen Teekessels entweicht.

Freilich erkannte das dankbare England die ungeheuren Verdienste Watts um die Verbesserung der Dampfmaschine wohl an, und das Parlament ließ ihm aus Staatsmitteln im Jahre 1824 ein prächtiges Denkmal stiften. Die Dampfmaschine verließ die Werkstatt Watts, in allen physikalischen Prinzipien wohl ausgebildet, und das folgende Jahrhundert hat in der Hauptsache nur technische Detailarbeit geliefert, die zwar die Maschine noch bedeutend verbesserte, aber für den Laien weniger Interesse bietet. Bereits die Maschine von James Watt konnte einem Stephenson das Element für eine brauchbare Lokomotive geben, und wir alle wissen ja, wie das 19. Jahrhundert recht eigentlich im Zeichen der Dampfmaschine stand.

Wie England als erstes Land die Papinische Erfindung aufgriff und praktisch durchführte, so ging es der übrigen Welt in der Einführung und Benutzung der Dampfmaschine überhaupt voran. Zu einer Zeit, als Friedrich der Große das Projekt, die Fontänen von Sanssouci durch eine Dampfmaschine speisen zu lassen, noch als blauen Dunst zurückwies und sich von holländischen Mühlenbauern das Geld abnehmen ließ, liefen in England bereits viele hundert brauchbare Dampfmaschinen. Für das Jahr 1810 wird die Zahl der in England laufenden Maschinen auf 5000 angegeben, während Frankreich deren 200 hatte und Preußen gar nur eine, die in Tarnowitz zum Wasserheben diente. Die zweite Dampfmaschine wurde in Preußen 1822 in der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur aufgestellt. Hannover erhielt 1832, Württemberg 1841 die erste Dampfmaschine.

Seit jener Zeit ist die Einführung der Dampfmaschine rastlos vorangegangen. Die Größe der Maschine hat kaum noch eine praktische Grenze. Zur Zeit von James Watt stellten Maschinen von hundert Pferdestärken wohl den größten Typus dar, während die größte Lokomotive Stephenson's mit sechzehn Pferdestärken arbeitete. Gegenwärtig entwickeln unsere stärksten Lokomotiven ungefähr 2000 Pferdestärken. Schiffsmaschinen für die größten Seedampfer sind mit 40000 Pferdestärken ausgeführt worden. Die Zahl und Leistung sämtlicher Dampfmaschinen der Welt läßt sich nur annäherungsweise angeben. Man hat sie auf etwa 50 Millionen Pferdestärken geschätzt, und diese Schätzung dürfte eher zu gering als zu hoch sein. In der Hand geschickter und geschäftiger Nachfolger hat die Erfindung Papin's, wie diese Ziffern beweisen, sich ausgebreitet und die Welt erobert. Wenn wir gerecht sein wollen, so dürfen wir ihm aber den Ruhm des ersten Erfinders nicht schmälern.

## Allerlei von Kämmen.

Von Irma Schneider-Schönfeld.



on Einsteckkämmen, Schmuckkämmen ist an dieser Stelle schon häufig die Rede gewesen, und ihre Geschichte ist reizvoll genug. Sie reicht von dem goldenen Märchenkamm, den die Araberin als liebliche Erfinderin sich zuerst ins krause Haar gesteckt haben soll, bis zu den gemalten Kunstwerken in spiegelglatten Geischafrisuren, sie erzählt von den zierlichen Durchbruchkämmen, die den lockigen, hochgetürmten „Coiffuren“ grazioser Wiedermeierköpfe Halt und Befestigung gaben, und sie umfaßt schließlich alles, was das moderne Kunstgewerbe auch für dieses kleine Luxusgerät, wie für so viele andere, getan hat.

Aber ich möchte gerade von dem unscheinbaren Zwillingbruder des Schmuckkamms reden, von dem sich, wie man glauben möchte, gar nichts erzählen läßt — vom Frisierkamm. Alle Stätten alter Kultur künden auch von diesem kleinen Kulturmesser, ägyptische Gräberfunde und Wandmalereien weisen ihn auf, in China und Japan ist er seit Urzeiten bekannt, und indische Kunst schmückt ihn früh mit anmutig bedeutungsvoller Schnitzerei. Geheimnisumgeben fungiert er in fernster heidnischer Vorzeit als Schutz und Talisman gegen böse Mächte, am Altar der katholischen Kirche nimmt er einen Platz ein, und jahrhundertlang ist er — anmutig und reich geziert, mit oder ohne zärtliche Inschrift, ein uns nicht ganz verständlicher, aber hoch angesehenes kleiner Liebesbote gewesen.

Der erste Kamm freilich war überhaupt kein Kamm, sondern — das natürliche Universalbesteck des Menschen — die Hand.

Und als die wachsenden „Kulturansprüche“ dieses Toilettegerät wohl nicht mehr als standesgemäß gelten ließen, da ging der junge Urmensch hin und machte für sich oder für die noch etwas struppige Dame seines Herzens aus Holz oder Horn oder bleichenden Knochen — später aus Metall, Bronze

und Eisen — nach dem Muster seiner Hand ein Gerät, das sie ergänzen sollte, den ersten, wirklichen Frisierkamm.

Die Torfmoore Dänemarks, die Pfahlbauten der Schweiz, die italienischen Terramaren bergen solche Kämmе aus fast allen Perioden, von der Steinzeit bis in die spätrömische. Diese Kämmе sind — wohl eine Nachwirkung des ursprünglichen Modells, das eben die Hand war — meist mehr hoch als breit, die Zähne, wo sie erhalten sind, meist noch rau, ungefüge und weit auseinanderstehend, die Griffflächen aber, die sich aus der einreihigen Form ergeben, sind in den verschiedenartigsten Weisen zierlich ausgestattet. Fast alle prähistorischen Kämmе (Abbildungen 1 bis 8) zeigen Defors, die in der Sicherheit der Verteilung und in der Anspruchslosigkeit der Muster — Kreise und Halbkreise — durchbrochen oder nur eingeritzt, Punkte, Zickzacklinien, Schraffierung — den Anforderungen, die gerade modernes, geschultes Stilgefühl an solche Flächenverzierung stellt, gar wohl entsprechen möchten.

Es ist nicht unmöglich, daß Form und Verzierung auch irgend eine geheimnisvolle, abergläubische Beziehung ausdrückten: ganz absonderliche Formen, wie die des Kamms weibchens (Abbildung 2) — die Zähne bilden eine Art Fransen-garnierung des Kammes — sind sehr wahrscheinlich dahin gedeutet worden, daß das kleine Gerät neben seinem Amt als Kopfreiniger auch eine religiös-symbolische Aufgabe zu erfüllen hatte. Verschiedene Gründe sprechen aber dafür, daß diese interessanten, stets zum Anhängen eingerichteten Kämmchen wohl überhaupt als Amulette galten — Ahnen also nicht nur des Kamms, sondern all der sonderbaren zierlichen Dinge sind, die abergläubische Kinderwärterinnen, besonders im Süden, noch heute ihren kleinen Pfleglingen gern umhängen, um den „Bösen Blick“ von dem Kind auf sie abzulenken.

Übrigens ist die Bestimmung mancher Altertumsfunde, die man für Kämme hält, ja auch nicht völlig sicher. Für sehr kammähnliche Funde, deren Zähne ganz kurz geraten waren und eher Zacken gleichen, fand man die Deutung, sie seien — Kopfkratzer gewesen, was entschieden ganz glaubhaft scheint.

Neben diesen abweichenden Einzelformen gibt es Typen, die auf einfacher Zweckmäßigkeit beruhend, sich unverändert durch Jahrtausende erhalten. So wird die römische Kammtadition noch in spätester Zeit von einer Form beherrscht, die sich, besonders im Norden, auch schon in sehr frühen Perioden findet: der

Rücken dieser charakteristischen Kämme (Abbildung 1) bildet giebelartig ein leicht ornamentiertes, sanft abgerundetes Dreieck, das sich nicht eben schlecht in die Hand schmiegt.

Steigender römischer Luxus begnügte sich freilich nicht mit den schlichten, rein geometrischen Verzierungen, die doch den einzig sinn- und deshalb stilgemäßen Schmuck des Kammes bilden sollten. Er pflegte vielmehr jene reichen figürlichen Darstellungen, jene kostbaren Schnitzereien in Buchs und Elfenbein, die den Kamm so geeignet zum dekorativen Repräsentationsgeschenk machten und so ungeeignet für seinen eigentlichen Zweck. Die Mittelplatte zweireihiger, die Griffplatte einreihiger Kämme trug, oft stark erhaben gearbeitet, Relieffrieze, inhaltlich entweder rein mythologischer Natur, Jupiterdarstellungen z. B., oder wohl meist darin versteckte Huldigungen an die Empfängerin, Hinweise auf die Allmacht ihrer Schönheit, ihrer lieblichen Erscheinung. Andere Kämme zeigen Grazien bei der Toilette, Amoretten und dergl. mehr. Farbige Steine, Tonpasten, Durchbruch bildeten ebenfalls einen beliebten, oft kombinierten Zierat spätromischer, eleganter Bronzekämme.

Das vornehmste Material blieb jedoch neben Elfenbein Buchsbaumholz so sehr, daß der Kamm selbst oft nur Bugus (Buchs) hieß. Nicht nur seine Verzierung, Elfenbeineinlagen, Goldornamentierung, auch die sorgliche Zähnung machte ihn kostbar, so daß er neben jedem Elfenbeinkamm seinen Geschenkwert besaß. Selbst Taschenkämme kannte das römische Altertum. Sie waren etwa in der Art unserer Taschmesser im Einschlag gefestigt, der in diesem Fall der Träger der unentbehrlich scheinenden Verzierung wurde.

Auch in das christliche Mittelalter ging der Geschenkkamm mit allen Ehren ein. Als Toilettegerät war er den Altchristen ja selbstverständlich, je nach der Sitte ihres Landes.

Das Alte Testament erwähnt, wenn auch ohne Nennung des Kammes, sorgfältige Haarpflege schon für die frühesten Zeiten, und die römischen Heidendriften vollends kannten den Kamm ja, wie aus dem Gefagten hervorgeht, in all seiner Pracht. Neue Embleme kamen natürlich für diesen altchristlichen Geschenkkamm auf. Hatte die weltfrohe Römerin von der Kunst verlangt, daß sie dem kleinsten stummen Gerät ihres Putztisches die gleiche jauch-

zende Sprache entlocke, die ihre lachenden Gärten, ihre goldbunten Häuser sprachen, daß alles, alles zusammenklinge in einen einzigen fordernden Ruf nach Leben und Lieben, so suchten die stillen Augen der jungen Christin immer und überall nach dem einen strengen Bilde, nach dem einen Symbol, das doch von keiner anderen Liebe sprach als von der zu göttlichen Dingen, von keinem anderen Siege als dem über sich selbst. Kranz, Kreuz und Palme kehren auf diesen altchristlichen Kämmen immer wieder.

Daß der Kamm auch weiterhin als feierliches Repräsentationsgeschenk wohl möglich war, beweist die kleine Notiz eines Chronisten, daß Papst Bonifatius V. der Königin Ethelreda „pectinem eboreum inauratum“ (einen goldverzierten Elfenbeinkamm) zum Geschenk gesandt habe.

Seit dem siebenten Jahrhundert hatte der Kamm aber auch eine liturgische Bedeutung bekommen, die anscheinend bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein noch bekannt war. Bevor nämlich der Priester — insbesondere der Bischof bei seiner Konsekration — im vollen Ornat zur Abhaltung des Messopfers an den Altar trat, legte ihm der Diakon ein Tuch um die Schulter und kämmt ihm mit einem nur zu diesem Gebrauch bestimmten, gewöhnlich sehr reich geschmückten Kamm das Haar aus der Stirn.

Als dann Bedeutung und Sinn dieser Kämme allmählich dunkler wurden, kamen mit der Zeit jene Umtaufen vor, die diese Kämme erst zu wertvollen Reliquien machten. Da gab und gibt es Kämme fast aller Heiligen, ja, einige Kirchen rühmten sich sogar, den wahrhaft echten Kamm der Madonna („Marien-

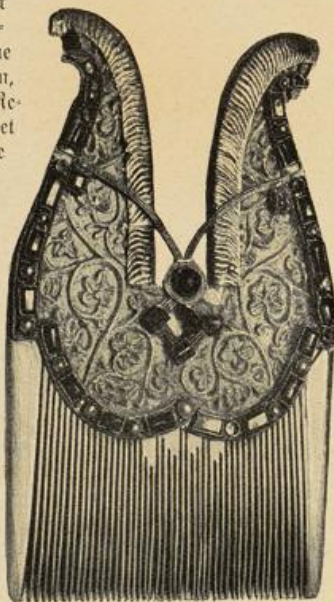
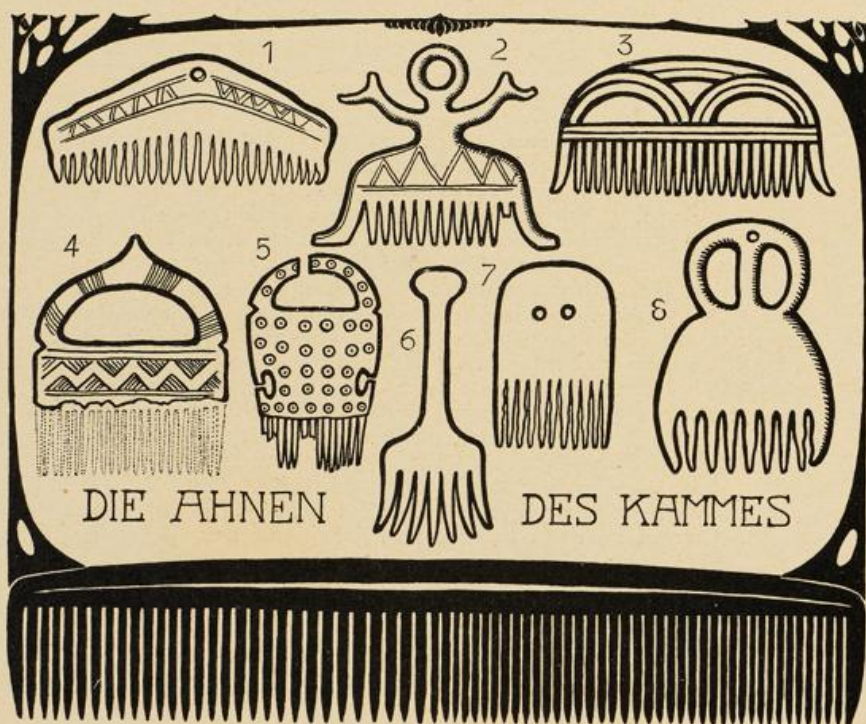


Abb. 9. Bartkamm Heinrichs I.

kämme“) zu besitzen. Auch jene Kämmen aus Kirchenschätzen, die angeblich berühmten Fürstlichkeiten usw. gehört haben sollen, haben meist nie etwas mit diesen zu tun gehabt. So ist der bekannte Bartkamm Heinrichs I. (Abb. 9) wohl auch ein solcher bischöflicher Konsekrationskamm.

An doppelreihigen Kämmen trägt natürlich die Mittelplatte das Relief. Die biblischen Szenen, die jetzt gewählt werden, haben nun mitunter eine leichte Beziehung zum Kamm als Gerät. So werden Simsonszenen gewählt, wegen der wichtigen Rolle, die das Haar in Simsons Geschichte spielt, später biblische Badeszenen, Batseba, Susanna u. dgl. Häufiger werden die reichen figürlichen Vorwürfe erst in spätromanischer Zeit, vorher sind überhaupt pflanzliche Motive, geometrische und Tierornamente die Regel.

Die weltlichen Motive auf mittelalterlichen Kämmen sind von der vielfältigsten Art. Während der frühmittelalterlichen Periode hatten Konstantinopeler Fabrikate überall Eingang gefunden und Schule gemacht, und byzantinische Strenge des Vorwurfs beherrschte die Produktion. Jetzt aber — wir sind etwa in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts — setzt sich weltlich fröhlicher Geist überall wieder durch. Kämmen mit ernstlichen religiösen Darstellungen (Kreuzigung usw.) verschwinden zwar nie völlig, sonst aber wirken auch die dargestellten biblischen Szenen (z. B. eben jene besonders beliebte Batsebageschichte) entschieden nicht gerade weltabgekehrt. Dazu kommen „die zahllosen, rein erotischen Darstellungen, mit denen besonders in Nordfrankreich die Innung der ‚ymagiers‘ und ‚epaindures‘ den Markt überschwemmt“ und den Geschmack verschlechterte. Zwischen den vielen innerlich und äußerlich groben handwerksmäßigen Arbeiten sind aber immerhin genügend interessante, ja grazios reizvolle Motive. So zeigt ein Kamm des South-Kensington-Museums (etwa 1350) auf der einen Seite den zierlichen Tanz junger Mädchen und Jünglinge, auf der anderen vier anmutige Liebeszenen: Austausch von Geschenken, Bekränzung usw.

Anderer Kämmen bringen Jagdszenen, Parisurteile und andere mythologische Motive ähnlicher Art. Illustrationen zu vielgelesenen Ritterromanen usw. Auch Erinnerungen persönlichster Art werden mitunter auf dem Kamm verewigt.

Das Interesse an der Darstellung überwog jedenfalls sichtlich bei den erwähnten Kämmen jenes an der Nutzbarkeit des kleinen Utensils: bis gegen das sechzehnte Jahrhundert wird der Mittelfries, der oft in drei Streifen zerfällt, immer breiter und die Zähne dadurch — natürlich — immer kürzer. Erst seitdem wird der einseitliche Fries wieder die Regel, und auch

die verkrümmerten Zähne kommen wieder zu ihrem Recht. Immerhin gibt es trotz des überwiegenden Interesses für jene erzählenden Darstellungen auch Beispiele anderer Dekorationsweisen. Kämmen aus Goldbronze mit Korallen verziert, Holzkämme mit Stiftnisaiik oder mit Durchbruch und Perlmutter kommen vor. Der ganz einfache derbe Durchschnittskamm blieb wohl zu allen Zeiten ziemlich gleich.

Für den eleganten Kamm bedeutete das sechzehnte Jahrhundert wieder einen Höhepunkt. Alle anderen Kämmen blieben an Beliebtheit weit hinter denen zurück, die französische Künstler oder Handwerkerhand jetzt mit jenem zierlichen Durchbruch, jenen tändelnden oder herzlichen Inschriften, jenem vielfältigen kleinen Apparat von Schiebern und darunter verborgenen Spiegelchen versah, der uns noch heute so wunderbarlich anzieht (Abb. 10). Das sind die Kämmen, die man heimlich der Liebsten oder öffentlich der Braut schenkte, die Liebes- und Ehekämmen, wie sie schon Jahrhunderte früher vereinzelt vorkommen.

Die Inschriften dieser Kämmen sind natürlich eng mit jenen verwandt, die andere Liebesgeschenke — Ringe, Uhren, Medaillons usw. — auch tragen. „Ich liebe Dich!“ — „Ich will Dir dienen!“ — „Denk' an mich!“ — „Hab' Mitleid mit mir!“ — die Grundnoten also des uralten, eintönigen und immer neu gesungenen Liedes junger Lippen.

Mitunter weist die Inschrift auch auf den Akt des Schenkens hin — wie das in früheren Jahrhunderten auf Kämmen sehr beliebte Relief von der Darbringung der Heiligen drei Könige ja wohl den gleichen Zweck zu erfüllen hatte. Auch moralisch wird die Inschrift bisweilen. So bringen die zwei Spiegelchen eines Kamms (Abb. 11), wohl um ihre Wirkung auf die Eitelkeit der hübschen Empfängerin abzuschwächen, auf der Rückseite die trübe Warnung: „Pences (f. pensez) à la fin“ — „Denk an das Ende! Es ist derselbe Hinweis auf die Vergänglichkeit aller Körperschönheit, wie auf jenen alten Bildern, wo dem jungen Weibe, das in den Spiegel sieht, das häßliche Gesicht einer Greisin oder ein Totenschädel daraus entgegenblickt.

Dft gibt es zwischen der à jour-Schnitzerei auf Holzblättchen kleine sentimentale Darstellungen im Zeitgeschmack: Pfeildurchbohrte Herzen, verschlungene Herzen usw. Mitunter ist der Durchbruch mit Seide unterlegt — brüchiger, zart verblaster Seide, die den antiquarischen Reiz noch durch einen persönlichen zu erhöhen scheint.

Die eigentlichen peignes de mariage zeigen oft die beiden Wappen der nun verbundenen Familien. Die bourbonischen Lilien, der Löwe usw. sind nicht selten. — Bei deutschen Kämmen der gleichen Zeit und wohl ähnlichen Zwecks gibt es

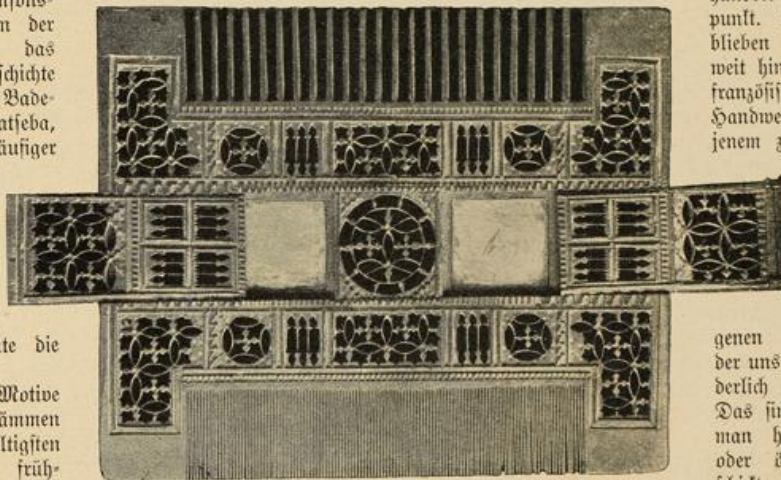


Abb. 10. Holzkamm aus dem 16. Jahrhundert.

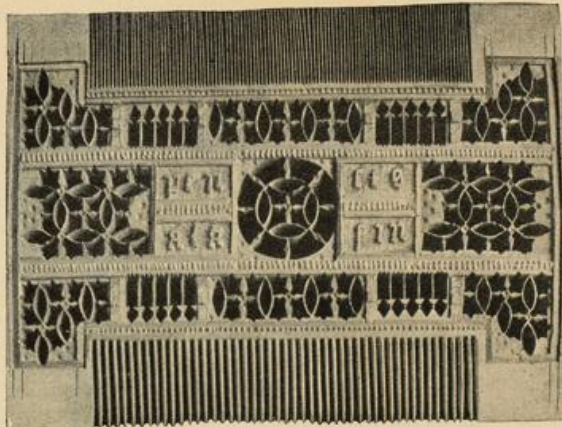


Abb. 11. Holzkamm aus dem 16. Jahrhundert.

häufiger im Mittelfries Porträtmedaillons, von Amoretten gestützt und von durchbrochenem Ranken- und Arabeskenwerk zierlich umkrant. Zwei schöne Ehekämme bringt auch unsere Abbildung 12. Hier sind je zwei Kämme mit beweglichen Scharnieren an und ineinander befestigt, zwei und doch eins, eins und doch zwei — sicherlich die gleiche spielerisch anmutige und doch ernste Symbolik des Ehegedankens wie bei den gleichzeitig beliebten ineinandergelängten Doppeltrauringen.

Hatte das sechzehnte Jahrhundert, wie man sieht, mehr auf kunstvolle oder auch gekünstelte Ausstattung des Kammes Wert gelegt, so begann man im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges wieder den Materialwert an sich höher zu stellen. Schildkrot — besonders in den ganz hellen Farben — eingelegt mit Gold oder Silber — überflügelt jetzt weit die herkömmlichen Materialien, die sich doch bisher fast seit dem Altertum gleich geliebt waren.

Entzückende Beispiele für den Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts bewahrt das Schtschonkine Museum in Moskau.



Abb. 13.

Neben den Herzen, Porträten, Kronen usw. (Abbildungen 13 und 14) werden nun wieder figürliche Darstellungen gegeben, putzige Allegorien, ganze kleine Szenen — so grazios in ihrem durchbrochenen Relief, so spizenartig solett in ihrer Wirkung, wie eben nur das Rokoko die kleinen geliebten Überflüssigkeiten des Lebens auszuküßern wußte. Ist denn nicht auch das niedliche Idyll am häuslichen Teetisch auf dem einen unserer Kämme (Abbildung 15), nach den verschlungenen Initialen zu urteilen, ein Hochzeitsgeschenk oder eine

Gabe des verliebten jungen Ehemannes, ein lebhafteres Plaidoyer für die „Freunden der Ehe“ als selbst die sinnfällige und pathetischste Symbolik der vorangegangenen Jahrhunderte?

Immer vorausgesetzt natürlich, daß man sich ein für allemal damit abgefunden hat, gerade den Kamm hier als geeigneten Symbolträger gelten zu lassen. Wie er zu dieser Ehre überhaupt kam, wird sich ja heute wohl schwer mehr ergründen lassen. Jedenfalls gibt es auch sehr entlegene Beispiele für so eine Rolle in Ehezeremonial und Ehesymbolik. Bei den Kulis in Bengalen z. B. erhält das neuvermählte junge Paar vom Priester nach der Trauung zwei Kämme, einen zum Gebrauch, den anderen als Grabbeigabe für den im Tode Vorangehenden. Uralte Vorstellungen, die mit der Heilighaltung des Haares, mit der Symbolik der Haartracht überhaupt zusammenhängen, mögen da vielleicht hineinspielen.

Als eine Art Rechtsymbol wird ein Kamm in einer isländischen Sage erwähnt. Dort nahm der Held, „als er zu der Stelle gekommen war, bis zu der er das Land unter sich legen wollte, seinen Kamm vom Haupt, brach

ihn entzwei, warf die Stücke auf den Boden, legte eine halbe Mark Silbers zu jedem Stück, rief die Anwesenden zu Zeugen an und gab dem Bezirk einen Namen.“

In Island ist auch der — nur in entfernterer Beziehung zum Kamm, aber in direkter zum Kämmen stehende — Aberglaube daheim, daß eine Frau, die sich im Bett kämmt, schwere Entbindungen haben oder ihren Mann verlieren müsse. Nach anderer Version wird sie bald bettlägerig vor Alterschwäche werden und kann das nur verhindern, wenn sie sofort die Vorbeugungsformel ausspricht: „Ich werfe die Alterschwäche von mir, aber nicht den Kamm.“ Man hat durch die Alliteration der Wörter *kar = laegur* (Alterschwäche) und *för* (Kamm) den Ursprung des Aberglaubens zu erklären gesucht — aber ich glaube wahrhaftig, daß ihn vor allem die praktische Pädagogik eines vorzeitlichen Ehemannes erfunden hat, der seine bequeme Frau gern an frühes Aufstehen gewöhnen wollte!

Verhältnismäßig zahlreich sind die älteren Sprichwörter, die den Kamm bildlich verwenden. „Kamm wie Haar“ — „Mancher greift erst zum Kamm, wenn er kein Haar mehr hat“ —

„Der hat nun den rechten Kamm für sein Haar“ —

„Wenn der Kamm zu fein ist, so nimmt er das Haar“ — sind so klare und richtig durchgeführte Bilder, daß nur zu bedauern ist, wenn sie dem lebenden Sprachschatz wie es scheint immer mehr entgleiten. Höchstens den Redewendungen, wie „Über einen groben Kamm scheren“ oder „Alles über einen Kamm scheren“ wird man auch jetzt noch häufiger begegnen.

Im deutschen Märchen spielt der Friseurkamm wohl nur als Giftkamm eine bedeutendere Rolle: wenn die alte Hexe sich heimtückisch freundlich erbietet, das Prinzchen zu kämmen, und dieses dann tot hinfällt. Wo er sonst vorkommt, geschieht es offenbar nur deshalb, weil das Bild einer schönen Frau, die den Kamm durch ihr gelöstes Haar führt, besonders reizvoll ist. Diese Vorstellung ging denn auch ins Lied über. „Sie kämmt es mit goldenem Kämme und singt ein Lied dabei . . .“ — wie oft und oft hat das der alte Loreleielsen an sich vorüberzingen lassen müssen! Anspruchsloser und wohl auch älter bringt ein Kinderreim das gleiche Bild:

„Marielien saß auf einem Stein —  
einem Stein, einem Stein —  
Marielien saß auf einem Stein, einem Stein.  
Und kämmt sie ihr blondes Haar — blondes — Haar —“

so summt fernher aus Jugendzeit und Kinderpiel die freundliche kleine Melodie zu mir herüber. Ich kann der Versuchung

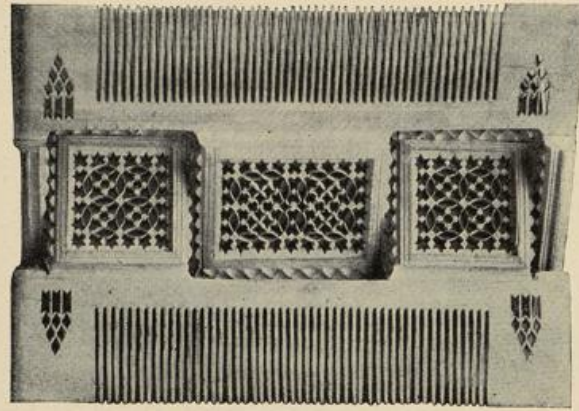


Abb. 12. Holzkämme aus dem 16. Jahrhundert.

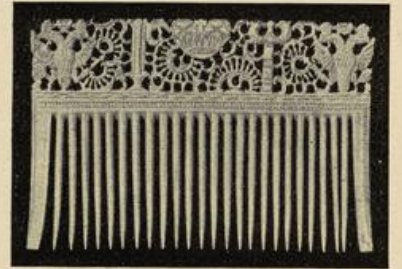


Abb. 14.

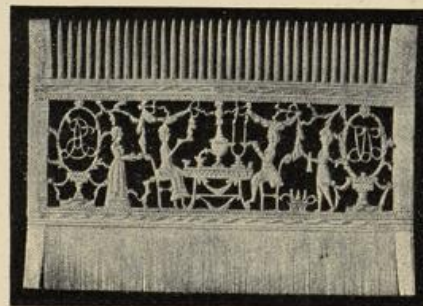


Abb. 15.



Abb. 16.

schen Lachen und Zammern hervorstöhnte:

„Ach Gottche“ — sagt 's Lottche —  
 Siebe' Kinner un' kan' Mamm!  
 Un' die Kinnerche' habe' Läußerche' —  
 Un' 's Lottche kan' Kamm — — — — —“

Zartfühlenden Seelen, die an dem offenen Jammer dieser armen Witwe Anstoß nehmen, sei übrigens gesagt, daß die Bedeutung des Kammes als Jagdinstrument in diesem Sinn in früheren Zeitläuften nicht nur die überwiegende, sondern die einzig in Betracht kommende war. — Jedemfalls wurde er nach diesem lobenswerten Zweig seiner Tätigkeit benannt. „Bürsten, Scheren, spiegele, nitzkemme“ gehören nach dem „Sachsenpiegel“ zum „Gerade“ (Toilettegerät) der Frau und Nizkamp (Niz = Nisse) wird überhaupt „in aller Unbefangenheit für den feineren Haarkamm schlechthin gebraucht.“ Auch die viel späteren altdeutschen Gedichte vom Hausrat (gereimte Aufzählungen aller Dinge, die in eine junge Wirtschaft gehören) vergessen nicht diesen wichtigen Zweck des Kammes zu betonen:

„Ich bringe dir auch . . .  
 Ein Bürste, ein zwaghub (Waschbutte) un  
 auch ein sivel (Kamm),  
 Do mit reyn dyn houbt vn der Lütze nit sel . . .“

usw. usw.

Eine ausführlichere Geschichte des Frisierkamms in der Gegenwart würde ein so ausgedehntes Kapitel für sich bedeuten, daß ich diesen gedrängten Rückblick nicht damit beschweren möchte. Neue Maschinen, neue Materialien haben nicht nur die Massenfabrikation vereinfacht und verbilligt, sondern auch schon dadurch indirekt des eleganten Kammes

nicht widerstehen, in diesem Zusammenhang auch den gefühlvollen Vers hier zu bringen, den ich einst aus echtem „Frankfurter Gassenbuwe“ mund hörte, der ihn auf eine unbeschreiblich komische Weise zwi-

Solidität und Zweck-schönheit zum Teil erhöht. Die Form des Kammes ist, wie wir alle wissen, so einfach geworden wie kaum je vorher. Für Schmuck im Sinn vergangener Jahrhunderte ist gar kein rechter Platz mehr vorhanden — wodurch der Kamm als Gebrauchsgegenstand nur gewinnen konnte. Am schönsten wirken unter den modernen Verzierungsweisen des Frisierkamms die einfachen Einfassungen oder Einlagen aus Edelmetallen, besonders aus Silber.

Kulturgeschichtlich interessant wäre auch eine Geschichte der Verbreitung des Frisierkamms bei den Naturvölkern und seiner Einführung in jenen Gegenden, wo er bis dahin unbekannt war. Denn wenn der Kamm auch, wie wir gesehen haben, zu den frühesten Bedürfnissen des Menschen gehört zu haben scheint — so vermochte er andererseits auch einige durchaus nicht so entlegene Völker bis in sehr historische Zeiten herein nicht für sich zu gewinnen. So bringen noch die kulturgeschichtlichen Berichte von der Londoner Industrieausstellung 1851 die betäubende Kunde, daß der Kamm „im russischen Reich, vom weiten Meer bis zu den Aleuten, ein unbekanntes Instrument ist!“ Inzwischen wurde er freilich von dem zivilisierteren Rußland — im Verein mit China — fast über das ganze nördliche Asien verbreitet. Von dem Eskimo, der den Kamm sorgfältig im Futteral von Baumrinde bei sich trägt, bis zu den Negritos auf Malakka, denen der Bambuskamm — mit Zaubersprüchen bedeckt, als Amulett geehrt — das ungefüge Haar bändigt, reicht sein Gebiet, und über diese beiden willkürlichen Grenzpunkte hinaus umfaßt er die Welt. Und wenn ja noch ein hartnäckiger kleiner oder großer Stru-

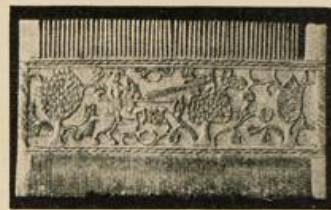


Abb. 17.

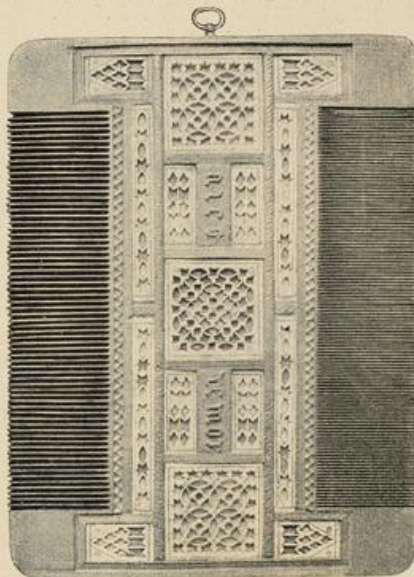


Abb. 18. Holzkamm aus dem 16. Jahrhundert.

welpeter sich dadurch nicht sonderlich beschämt fühlen sollte, so mag er sich von jenen erwähnten Berichten erzählen lassen, daß sogar die Wilden auf Neuseeland zwar leider noch immer gern Menschenfleisch essen, wenn sie solches bekommen können, aber — „seht wir Wilden sind doch bessere Menschen!“ — sich kämmen!

## Georg Bangs Liebe.

(13. Fortsetzung.)

Roman von Karl Rosner.

Georg und Falk schritten über die Brücke und die Straße hinunter, an deren Ende sich düster und breit vorgelagert ein Stück Alt-Leipzig, „Lehmanns Garten“, als ein riesiger dunkler Häuserkoloss aus der jetzt winterlichen Einsamkeit kleiner Hausgärten erhob. Hier, zwischen den durch hölzerne Zäune abgetrennten Gärten war es still. Wie ausgestorben und ihrem Verfall überlassen, lagen sie im Schein der wenigen trüblich leuchtenden Laternen, die auf die verwitterten Nester des schmelzenden Schnees und auf die kahlen Lauben, Beete und Rabatten herniederblinzelten. Da blieb Falk wiederum stehen. Er war sichtlich ergriffen von der Bedeutung dieses Augenblickes, und wieder hatte seine Stimme jenen getragenen Klang:

„Georg, was ich dir sage, nicht wahr, du fühlst das auch? Das ist eine Stunde, die unvergeßlich sein wird in unserer Freundschaft; ich meine, ich gebe dir da einen Beweis von Vertrauen . . . aber wir beide verstehen uns, nicht wahr?“

Georg sah wieder in die Augen seines Freundes. So dunkel war es an der Stelle, an der sie standen, daß er die Züge des Gesichts kaum unterschied. Er wollte etwas sagen, seine Lippen bewegten sich, aber es kam kein Laut — er nickte nur.

„Sie ist die Tochter des Professors Bernhards, des Orgelspielers. — Du weißt doch, Frau von Hellstein sprach mehrmals von ihm, er ist mit ihr befreundet.“

Er hielt einen Augenblick inne, er schien zu erwarten, daß Georg etwas sagen würde, dann fuhr er fort:

„Im Hause der Frau von Hellstein habe ich sie ja auch kennengelernt — kurz vor Weihnachten. Frau von Hellstein hatte damals einen musikalischen Abend arrangiert — wir waren etwa zwanzig Menschen. Auch Professor Bernhardi war mit seiner Tochter geladen. Er kam nicht — das sind so eigenartige Verhältnisse dort im Haus, ich kann dir jetzt nicht so darüber sprechen — aber Else kam mit ihrer Freundin, dem Fräulein Molenaar, die ja heute auch mit ihr in dem Konzert gewesen ist. Ja — und ich war ihr Tischherr . . .“

Ein leises Rascheln, das sich in dem dünnen Strauchwerk hinter ihnen regte, ließ Falk einhalten. Mit einer hastigen Wendung lehrte er sich um.

Aber es war nichts weiter, nur eine Klage setzte, aufgeschweicht durch die Bewegung, vollends aus dem Gestrauch hervor und sprang in langen Sägen den regendurchweichten Gartenweg entlang. An einem Staketenzaun verlor sie sich im Dunkel.

Falk wendete sich Georg wieder zu. Er faßte ihn unter den Arm, so schritten sie Schulter an Schulter durch das feine Regengeriesel nebeneinander her — immer auf und nieder zwischen den verlassen und verwahrloht ruhenden Sommergärten.

„Du frierst?“ fragte Falk nach einer Weile.

„Nein . . .“

„Aber du zitterst ja . . .?“

Georg schüttelte den Kopf und drückte den Arm des Freundes fester an sich.

„Damals bist du ihr Tischherr gewesen . . .?“ sagte er dann. Ein leises, erregtes Fragen lag in seiner Stimme.

Falk atmete tief. „Ja — und siehst du, damals schon, an diesem ersten Tag haben wir es beide gewußt, Else und ich, daß wir zwei zusammen gehörten und zusammenkommen müßten, und daß nichts auf der Welt uns trennen könnte . . . Siehst du, Georg, du bist ein paar Jahre jünger als ich — ich kann mir nicht denken, daß ich mit einem anderen Menschen in deinem Alter darüber reden könnte — aber du, in dir ist etwas, das mich fühlen läßt, daß du mich verstehst — eine Reifeit über dein Alter hinaus, und noch etwas — du wirst nie etwas Häßliches bei dem denken, was ich dir sage . . . nicht wahr?“

Wieder nur ein leises Kopfschütteln als Antwort. Georg sah starr vor sich hin auf den Weg, auf dem das blinzeln- de Licht der schlaftrigen Laternen bleiche Reflexe in den Kot der Straßen malte. Eine Sehnsucht war in ihm, daß er nicht sprechen konnte.

„Denn siehst du, das könnte ich nicht ertragen. Sie ist ja so vollkommen Kind in ihrem Fühlen — da ist ja über allem eine so wunderbare Reinheit . . . Ja — also an diesem ersten Abend habe ich die beiden Damen nach Hause gebracht. Erst Fräulein Molenaar — die wohnt übrigens hier ganz in der Nähe, in der Zentralstraße — dann Else. Und da auf dem Wege haben wir uns ausgesprochen. Ich habe sie dann natürlich öfter gesehen, auf dem Eis im Johannapark und in den Konzerten, und auch sonst. Wir sind völlig klar, wie wir zueinander stehen — aber wie furchtbar das bei aller Liebe ist, sich nicht ganz gehören zu können, sich heimlich hier und da ein paar Minuten zu stehlen . . . und wir müssen doch zunächst noch unsere Liebe für uns behalten . . .“

Ein älterer Mann in verwaschenem Regenmantel, einen derben Stock in Händen, kam wankenden Schrittes zwischen den Staketen heruntergeschritten. Er ging mühsam, wie wenn er allzuschwer geladen hätte.

Als er zu Falk und Georg kam, ließen die beiden ein- ander frei und gaben ihm wortlos Raum. Er schritt zwischen ihnen durch, und bald verlor sich der Klang seiner Schritte hinter ihnen. Nur das Geklapper, wie er nun mit dem Stock ratternd über die Stäbe des Zaunwerkes strich, hallte noch hinter ihnen drein durch die Nacht.

„Herr Professor Bernhardi weiß noch gar nichts davon?“ fragte Georg.

„Nein, niemand weiß etwas, nur du und Fräulein Molenaar — die hat es wohl bemerkt. Es hätte ja auch gar keinen Zweck — er würde seine Zustimmung zunächst doch sicherlich versagen — ich bin ja heute niemand — habe nichts — ich muß mein Leben ja erst schaffen . . . Aber wir werden aushalten! In einem Jahr ist mein Studium beendet, dann kommen die Konzerte und dann — dann . . .“

Wieder hallte der Klang der Glocken der Thomaskirche herüber. Ganz dumpf nur, wie aus weiter Ferne kommend, schwebten die Töne durch die Winternacht und gossen ihre Wellen über die Ruhe ringsumher aus.

„Jetzt kennst du den Inhalt meines Lebens,“ sagte Falk und sah dabei den Freund mit ersten Augen an. Seine Stimme hatte etwas Düsteres, er schien selbst tief ergriffen. „Leb wohl, für heute — ja — und glaube mir, so oberflächlich und leichtsinnig wie mich der gute Teltfcher ja wohl hinzustellen liebt, bin ich vielleicht doch nicht.“

Er drückte Georg die Hand.

„Auf Wiedersehen, Karl — und was du mir gesagt hast . . .“

Der andere nickte abwehrend. „Schon gut, ich weiß, daß du verschwiegen bist; du fühlst ja, was für uns daran gelegen ist.“

„Und alles Gute wünsch' ich euch . . . alles!“

Noch einmal drückten sie sich stumm die Hände, dann wendete sich Falk ab und schritt zurück, wieder den Gartenweg hinunter und vorbei an „Lehmanns Garten“, dessen Häuserkomplex breit und düster dalag in all der schweigenden Einsamkeit.

Georg blickte ihm nach, bis die Gestalt im Dunkel entschwand. Dann schritt auch er in der Richtung nach Hause weiter.

Seine Gedanken aber blieben bei dem, was der Freund ihm anvertraut hatte. Sie famnen darüber auch noch nach und kamen davon nicht los, als er dann in der kleinen himmelblauen Stube war und sich entkleidete, wusch und zu Bett legte.

Und nicht nur sie waren lebendig und regten sich in ihm, daß der Schlaf fern von ihm blieb, auch eine Sehnsucht erfüllte ihn, so stark, daß sich das Herz ihm krampfte.

Alles, was er an stiller, tiefer Liebe zu Sephi in sich trug, war aufgerührt und schrie nach ihr.

Stunden lag er so, und ihm ward heiß, daß es ihn im Bett nicht mehr litt. Er stand auf und brannte die Kerze an und trat an das Stehpult hin.

An sie schreiben . . .? Er legte ein Blatt Papier vor sich hin und tauchte die Feder ein.

Lange sah er dann in das Dunkel der Nacht hinaus, das sich da vor dem Fenster breitete.

Dann schrieb er, aber das war kein Brief . . .

„Mein Herz ist eine Quelle  
Voll Rauschen und voll Klängen,  
Darin viel tausend Wellen  
Das Lied der Sehnsucht singen.“

Das steigt zu nächt'gen Sternen —  
Sehnsucht, wo steht dein Haus? —  
Und hreck nach deinen Fernen  
Die weisen Arme aus.“

\* \* \*

Und wieder das Leben im Gleichklang der Werkzeuge, zwischen denen, wie die ersten Frühlingsblumen im jungen Grün der Wiesen draußen, die Feiertage standen.

Manchen Sonntagvormittag zog Georg nun hinaus in die Umgebung Leipzigs, und meist war dabei nicht Karl Falk, meist war da Joseph Teltfcher, der Bildhauer, sein Begleiter. Falk hatte oft geheimnisvolle Vorhaben zu diesen Stunden und ging dann seine eigenen Wege. Denn um diese Zeit spielte Professor Bernhardi die Orgel zu den Aufführungen der Thomauer, da konnte Else noch am ehesten sich unbemerkt mit Falk zusammenfinden.

Und Teltcher war ein trefflicher Führer auf solchen Gängen ins Freie, denn der junge Bayer mit seiner immer regen Naturfreude und Wanderlust war in den zwei Jahren, die er nun schon als einziger Schüler des Professors Kleng in Leipzig arbeitete und im Rabenhaus lebte, ein gründlicher Kenner aller landschaftlichen Schönheit der Umgebung geworden.

„Viel is' ja net — da müssen S' Ihnen sei' net auf 'was Großartig's spizen, aber gell', überall können d' Leut a net Berg' und Almen hab'n. Also war'n S' scho' im Rosental? — Nein? Na' geh'n mer heut ins Rosental — is' ja eh g'rad die rechte Zeit dafür — Rosental heißt's — aber a Knoblauchtal is'. Passen S' auf, was S' da für a G'rüacherl zum Schmecken kriegen!“

Und so schritten sie munter aus, der lang aufgeschlossene Georg und der unterfetzte stämmige Dachauer Bauernsohn neben ihm. Im Gehen aber plauderten sie, und das derbe Bayerisch Teltchers fand sich mit dem weicheren Wienerisch Georgs zusammen wie mit einer schlankeren, feingliederigen Schwester. Gleich den Sprachen der beiden, so fühlten auch ihre Wesenheiten die Menge der Gemeinsamkeit, und das Vertrauen offener Kameradschaft war von Anfang an zwischen ihnen.

Mehr als mit Falk konnte Georg mit Teltcher über all das sprechen, was ihn beschäftigte. Oft wunderte er sich selbst darüber, woher das kam. Auch das Bedürfnis, von daheim, von seinem bisherigen Leben und von den Seinen zu reden, ward ihm bei dem Zusammensein mit Falk niemals in gleichem Maße wach, wie wenn er mit dem Bildhauer beisammen war. Was wußte er bei aller Freundschaft von Karl Falk — was wußte der von ihm? „Der Falk, das is' a Blender!“ — das Wort, das Teltcher von dem anderen einmal gesagt hatte und das Georg damals mit allem Eifer der Freundschaft hatte widerlegen wollen, klang doch bisweilen wieder auf in ihm. Teltcher aber konnte zuhören und konnte sprechen. Und wenn er hörte, fühlte man, daß er mit vollem Herzen bei den Worten war, und wenn er sprach — langsam, als suchte er nach jedem Ausdruck, und mit Bewegungen der Hände, als kneteten die Daumen jeden Satz — empfand man es, daß ihm sein Reden wiederum Herzenssache war, daß er der Aussprache bedurfte. Da war dann niemals eine Spur von Pose oder von Selbstgefälligkeit. Einfach und klar, doch seltsam anschaulich und plastisch, oft hart und scheinbar allzu hart, war seine Meinung über die Menschen und die Dinge. Nur wenig gab es, wofür er sich begeistern konnte, dem Wenigen voran stand seine Kunst.

Wenn er von der sprach, dann gossen sich Kraft und Entschlossenheit über sein ganzes Wesen. Die gemüthliche Ruhe wich aus den derben Zügen, und um die breite Kinnlade, die feste runde Stirn und den vollen Mund lag dann ein Ausdruck, als gälte es, im Augenblick in einen Kampf zu treten.

Und er hatte schon manchen Kampf mit dem Leben bestehen müssen, ehe er sich so weit durchgeschlagen hatte. Einfach und mit Worten, als spräche er vom Selbstverständlichsten und nicht von einem jahrelangen Ringen unter Entbehrung, Mittellosigkeit und Not, hatte er Georg manches von dem harten Lebensweg erzählt, den er, der Dachauer Bauernsohn, gegangen war — als Lithographenlehreub in München, dann als Freischüler an der Akademie und in der Zeit, da er als Ahtzehnjähriger die blaue Montur in Passau trug.

Von da an hatte er sich dann, als er frei geworden war vom Militär, nach Leipzig durchgeschlagen. Er hatte in München die „Judith“ und den „Adoranten“ des Professors Kleng gesehen; bei dem wollte er weiterlernen. Und Kleng, der niemals früher Schüler gehabt und alle Lehrstellen, die man ihm angeboten, stets ausgeschlagen hatte, ließ Joseph Teltcher in seinem Atelier arbeiten. Er gab dem jungen Menschen die Empfehlung an Frau von Hellstein und verschaffte ihm Aufträge für eine Baufirma und auf ein paar Porträtbüsten.

„Na, und voriges Jahr,“ so schloß damals der junge Bildhauer, „da hab' i' doch den Preis kriegt in Dresden für

mein' Fechter', wissen S', die Statuett', die auch bei der Frau von Hellstein steht. Und jetzt geht's aufwärts, das fühl' ich, jetzt kann i's schon zwingen!“

„Jetzt kann i's schon zwingen!“ der Satz hatte damals besonders lange nachgeklungen in Georg, denn in seiner einfachen, zielsticheren Energie umzeichnete der so recht das Wesen des jungen Bildhauers, der wortlang Schritt um Schritt sich vorwärts rang.

Und Georg fühlte: so wie er an Falk den leicht beweglichen und geistvoll schwärmerischen Genossen gewonnen hatte, zu dem er auffah als zu einem wunderbar Begabten, so war ihm Joseph Teltcher der Freund, der fest im Leben der Wirklichkeit stand, ohne Überschwang, aber mit klarem Blick und starkem Willen. Kein Nimbus umgab vor seinen Augen die stämmige Gestalt des derben Bayern; so schlicht war der in seiner Art, so frei von jeder Selbstgefälligkeit, daß Georg oftmals ganz vergessen konnte, welch' feiner Künstler in dem Freunde stak. Er fühlte sich dem anderen gleich, wie sie im Gleichklang ihrer Schritte über die Waldwege und Ackerpfade gingen, und wußte auch, daß Joseph Teltcher, der hier mit seinem festen Bauerntritt führte, nicht anders dachte.

E einmal sprach er mit ihm darüber:

„Wie kommt das: Sie sind Künstler, ein Bildhauer, der doch schon eine Menge erreicht hat, ich bin um Jahre jünger, nur ein Buchhändlerlehrling, und doch finden wir uns zusammen?“

Da war Teltcher stehen geblieben und hatte mit dem Stoß auf einen Feldstein aufgestoßen, daß es klang. „Freilich! Is' schon so, jünger sind S'. Aber wissen S', ich hab von meine zweiundzwanzig Jahr vierzehn auf'm Dorf g'lebt. Und nur a Buchhändler sind S'? Sie, i hab vor dem Stand sei' an Mordsrespekt! Na, auf die Buchhändler laß i' nir kommen! Und dann, was ma is', das muach ma ganz sein, da gibt's sei' lei' nur. Und wann i' a Ziegeltreiber wär, mir war's gnuu, wann mir einer sagen tät: Bist ja nur a Ziegeltreiber!“ Förmlich in Erregung hatte sich der kleine Bayer gesprochen.

Dann aber, als er wieder beruhigt war, hatte er sich von Georg von dem Treiben im Buchhandel erzählen lassen während des ganzen weiten Weges. Immer neue Fragen hatte er zu stellen, um Einblick in den Miesemechanismus zu gewinnen. Und Georg, dem sich in diesen Wochen zum erstenmal das ganze Bild des Kreislaufes in den machtooll anschwellenden Vorarbeiten zu der bevorstehenden Ostermesse erschlossen hatte, fühlte, während er sprach und schilderte, wie Stolz und Freude ihn ergriffen hielten. Er wußte es: das war dasselbe Fühlen, das nun so oft in ihm erwuchs in all der Arbeit und in all dem Drängen des Tages. Der so bescheidene Platz, auf dem er in dem großen Werk der Arbeit stand, war ihm lieb geworden — das kleine Mädchen, das im Anfang nur mitgelassen war im Zueinandergreifen des Betriebes, gewann an Schwungkraft und trieb selbst mit an.

Am Ostersonntag gab es ein kleines Fest bei Frau von Hellstein.

„Sie kommen zu Tisch, mein lieber Herr Bang, ganz wie sonst, und ebenso die Raben“. Und dann vertreiben Sie sich mit denen eine Stunde die Zeit in der Bibliothekszimmer oder, wenn's schön ist, im Garten, bis meine anderen Gäste kommen. Mit denen nehmen wir zusammen den Tee, und dann soll musiziert und vorgetragen werden bis zum Abendbrot. Also ich rechne auf Sie.“ Frau von Hellstein sah ihn dabei so freundlich und lieb an, daß es wie ein leiser Schimmer vergangener Jahre über dem alten knitterigen Gesichtchen lag.

„Es wird viel Jugend da sein,“ sagte sie dann. „Die ganze junge Garde meiner Bekanntschaft habe ich aufgeboden. Es ist schon so schön draußen — wie Frühling — da muß ich alte Frau recht — recht viel Jugend sehen . . .“

An diesem Ostersonntag lernte Georg dann auch Else Bernhards und deren Freundin Mariane Molenaar kennen. Mittags schon hatte Falk ihm gesagt, daß die Damen kommen würden, er wußte es von Else selbst, die es ihm bei einem



heimlichen Zusammentreffen freudvoll erzählt hatte. Und nach Tisch, da Frau von Hellstein sich zur Ruhe ein wenig zurückgezogen hatte, kam Georg zufällig gerade dazu, wie Falk mit dem alten Diener Geidel eindringlich und leise wispelnd verhandelte. Der Alte, der die Sitzordnung der Abendtafel nach Frau von Hellsteins Angaben zu regeln hatte, sollte „versehentlich“ die Karte mit Else Bernhards Namen — die eigentlich neben dem Gedeck Ossip Schmerlins liegen sollte — neben jenes von Falk legen.

Bald nach vier Uhr kamen die ersten Gäste. Nur wenig ältere Leute — meist Jugend. Unter den älteren Herr Gutkind, der den Kreis aber bald wieder verließ, und Professor Bernhardi, der seine Tochter brachte und dann auch bald wieder ging. Unter den jungen aber Musiker und Musikerinnen, Studenten, ein junger Offizier und eine ganze Zahl von jungen Mädchen aus Frau von Hellstein befreundeten Familien.

Zwänglos fand man sich erst im Garten, der seine ersten Knospen am Strauchwerk trieb und seine ersten Frühlingsblumen in den Beeten zeigte. Lieb und voll stiller, herzlicher Freundlichkeit stand Frau von Hellstein unter all den jungen Menschen. Von einem ging sie zum anderen, und für jeden hatte sie ein besonderes Wort, das ihm von ihrer Teilnahme an seinem Lebensgang und an dem, was ihm Ziel und Streben war, sprach. Lange stand sie auch so bei Else Bernhardi und hielt deren Hand. Sie sprach zu ihr, und das schöne junge Geschöpf senkte die Lider über die großen sanftweid blickenden Augen und sah mit einem gequälten Lächeln zu Boden, während sie Antwort gab.

So sah Georg die beiden, und er fühlte: es drückt sie, daß sie hier das reiche, offene Herz der mütterlichen Frau erkennt und doch aus deren Haus heimlich wie eine lichtscheue Erwerbung — ihre Liebe trägt. Und diese Liebe, die leuchtete immer wieder in rührender Hingabe auf in diesen Stunden.

Einmal hatte sich Else niedergebückt zum Rasen und eine kleine Blume aufgenommen. Als sie dann aufsaß, traf sich ihr Blick mit dem von Karl Falk — der es vernied, auffallend viel bei ihr zu stehen. Da hielten diese Augen sich wie im Ruz gefangen. Ein heißes Rot zog über Elsens Wangen, dann führte sie wie in einer unwillkürlichen Bewegung die Blume an die Lippen. Im Weiterschreiten aber legte sie sie sachte auf einen Gartenstuhl . . .

Und wieder sah nun Georg, wie Falk scheinbar ganz zufällig zu jenem Stuhl trat und nach der kleinen Blume griff . . .

Ein sehnsüchtiges Fühlen stieg in Georg auf. Wie seine silberglänzende Fäden umwoben ihn die heißen Blicke der beiden, die sich liebten und in heimlicher Zwiegesprache fanden. So einsam kam er sich mit einem Male vor in diesem Garten mit seinem jungen Frühlingsstreben. Mit einem wehen Zug um Mund und Augen sah er hinüber nach der Stelle, wo Falk die kleine Blume sich ins Knopfloch steckte. Und bei dem Schmerz und dem Sehnen, die nun so jäh in ihm erwacht und rege waren, zog es ihn durch den Kopf: Wie kann er nur . . . wie kann er nur . . .! Er müßte diese Blume küssen und verbergen als etwas Heiliges — und er trägt sie im Knopfloch vor den anderen . . .

Da hörte er eine helle, weiche Stimme neben sich, und Joseph Teltchers Hand, die sich ihm derb auf die Schulter legte, schreckte ihn auf aus seinem Träumen.

„Sie, Bang, was is' denn?! Alsdann passen S' auf, jezt widerfährt Ihnen Heil!“ Er wendete sich wieder zu Fräulein Molenaar, mit der er zu Georg hingetretten war. „Also Fräul'n, das is' mein Freund Georg Bang — genügt das als Vorstellung?“

Sie nickte und lächelte dabei und streckte Georg die Hand hin. „Da Sie ihn Ihren Freund nennen, Herr Teltcher, ist es ja mehr als eine Vorstellung — eine ganz schwerwiegende Empfehlung!“

Wieder dieser milde klare Klang ihrer Stimme.

„So is' auch g'meint!“ sagte Teltcher. „Und Sie, Bang, Ihnen blüht heut abend das Vergnügen, das Fräulein Molenaar

als Tischnachbarin zu haben . . .“ Dann reckte er sich mit einem Male auf und blickte nach der Gartentür, durch die soeben ein großer breitschulteriger Mann mit rottem Vollbart eingetreten war. „Mein Professor . . .!“

Und fort war er, um seinen verehrten Lehrer zu begrüßen.

Fräulein Molenaar schaute ihm nach mit lächelnden Augen.

„Ein prächtiger Mensch . . .“

„Ja,“ sagte Georg und stand still und ein wenig verlegen neben dem schlanken zierlichen Mädchen.

„Von Ihnen hat er mir übrigens schon eine ganze Menge erzählt — ich kenne Sie also schon ein wenig . . . Nicht dem äußeren Menschen nach — aber sonst . . .“

Sie schwieg. Georg war rot geworden. Nun sah er ihr in die klaren grau-grünen Augen, über denen eine zarte Wimperreihe goldig schimmerte. Ein warmer Schein brach aus diesen Augen und lag über dem edlen feingeschnittenen Gesicht. Das war nicht eigentlich schön, dazu war es zu unscheinbar, aber es hatte eine wunderbare helle Farbe — beinahe wie Elfenbein. Und wieder lag auch ein weicher Goldton darin von den hellen kaum sichtbaren Sommerprossen über dem Nasenrücken und auf den Wangen.

„Ich sehe Sie nicht zum ersten Male,“ sagte Georg. „In einem Konzert, glaube ich, vor kurzem . . . Mein Freund Falk hat mich auf die Damen aufmerksam gemacht und mir gesagt, daß Sie hier im Hause verkehren.“

Sie nickte. Ein kleines Fältchen grub sich für einen Augenblick senkrecht in ihre Stirn und verschwand wieder. „Ja? . . . So, Sie sind mit Herrn Falk besonders befreundet? Ich kenne ihn nicht näher, ich höre nur, er soll sehr talentvoll und geschickt sein.“

Da begann Georg das Lob seines Freundes zu singen, und Fräulein Molenaar hörte ihm zu, mit klugen Augen ihn anblickend. Manchmal, während er sprach, war ein feines Lächeln um ihren Mund, und auch das Fältchen auf der Stirn war einmal noch gekommen und wieder gegangen.

Als er schwieg, sagte sie: „Sie sind ein lieber, guter Mensch, Herr Bang, geben Sie mir einmal Ihre Hand — so!“ Und sie drückte ihm fest und kameradschaftlich die Hand und sah ihn voll und lange an dabei.

Da wußte er, daß sie das Schicksal ihrer Freundin Else kannte und daß sie Sorge um sie in ihrem Herzen trug . . .

Still stand Georg noch, ergriffen von einer tiefen zitternden Erregung, als vom Hause her die Stimme des alten Geidel klang, der die Gäste zum Tee ins Zimmer rief. —

Und diese Erregung blieb in Georg. Sie verließ ihn nicht während des Tees und auch später nicht, als im Musikzimmer die Vorträge sich aneinander reihten. Sie ließ ihn häufig hinüberblicken zu Fräulein Mariane Molenaar, so oft er sah, daß sich die Augen Elsens mit denen Falks zusammensanden, oder daß ihre Finger sich hier an einem Notenblatt, dort an einer Stuhllehne wie zufällig berührten. Sie zog ihn hin zu ihr, mit der er das Geheimnis der beiden anderen wortlos teilte. Und je mehr ihm neben der heißen jungen Liebe dieser beiden die eigene Einsamkeit das Herz beklemmte, um so stärker ward in ihm die unbewußte Sehnsucht, diese milde, klare Stimme wiederum neben sich zu hören — diese Hand wiederum zu halten . . .

Eine Unruhe war in ihm, daß er den Vorträgen kaum folgen konnte, und dennoch fühlte er, wie die Musik ihn ergriff, wie die Melodien, die in breiten Wogen durch das Musikzimmer zogen, sein Inneres aufrührten und erschütterten.

Einmal, als er hinüber sah zu Fräulein Molenaar, lag ihr Auge hell und ruhig auf ihm, als läse es in seinen Zügen. Da irrte sein Blick wiederum ab und ging unstet über die anderen Gäste. Aber die musizierende Gruppe hin sah er starr in die Ferne. Aber er wußte, daß diese beiden hellen Augen noch immer ernst und forschend auf ihm ruhten.

Bei Tisch sah er dann neben ihr. Aber was sie da auch sprachen, ihre Worte gingen seltsam fremd aneinander vorbei, als fürchteten sie, einander zu nahe zu kommen, und als tasteten



Sonnige Tage.  
Gemälde von W. Menzler.

Copyright 1905 by Franz Hanfstaengl

sie bei jedem Schritt im Gespräch erst, ob der Grund, auf dem sie standen, auch sicher sei. Von gleichgültigen Dingen redeten sie, von Büchern und von Musik, und wußten dabei doch beide, daß das nur Worte über ihrem Fühlen waren. So ging das, drückend und erwartungsvoll zugleich — bis Fräulein Molenaar nach einer Pause ruhig und einfach von ihrer Freundin zu sprechen begann:

„Sie haben Herrn Professor Bernhardi heute gesehen? Er ist ein großer Künstler, aber kein glücklicher Mensch. Sie kennen seine Verhältnisse nicht? Nun ja, es war eine sehr unglückliche Ehe. Jetzt ist er seit Jahren verbittert, vergrämt. Das Kind ist ihm damals zugesprochen worden . . . sie hat bisher nicht viel Freude gehabt in ihrer Jugend. Ich bin um ein paar Jahre älter als Else und kenne sie seit langem . . . ich weiß, was alles in ihr ist — das Beste, Kleinste, Edelste. Sehen Sie, Herr Bang, Sie haben mir da früher gesagt, daß Sie hier bei der Frau von Hellstein ein Buch gelesen hätten. 'Die Götendämmerung'. Ich weiß nicht, ob Sie mit dem Lesen Niessches nicht noch Zeit gehabt hätten . . .“ Sie lächelte ein wenig, und ein feines Rot ergoß sich über ihr Gesicht. „Ich habe übrigens auch manches von ihm gelesen. Ja — staunen Sie nur, es ist doch so . . . und da ist eine Stelle, die steht in seinem Buch 'Die fröhliche Wissenschaft' — an die muß ich immer wieder denken. Ich kann sie Ihnen nicht wörtlich sagen, aber ungefähr heißt es da: 'Es gibt edle Frauen, die, um ihre tiefste Hingabe auszudrücken, sich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie ihr Höchstes rückhaltlos dem Geliebten bieten. Und oft wird dieses Geschenk angenommen, ohne so tief zu verpflichten, wie die Geberinnen voraussetzen . . .' Niessche fügt dann noch hinzu: — eine sehr schwermütige Geschichte!“

Sie schwieg.

Und Georg saß still und hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt. Seine Finger zitterten auf dem weißen Damast, und er fühlte, wie ihm das Blut heiß und angstvoll zum Herzen drang.

Da war der Name seines Freundes von Fräulein Molenaar auch nicht genannt worden, und doch sah er nun klar, was sie bewegte. Die Sorge, die in ihr gewesen, war auf der Brücke ihrer Worte auch ihm ins Herz gedrungen, und sie verlieh ihn nicht, trotz all' der bewundernden Liebe, die er für Falk stets empfunden hatte.

Er sah auf, zu dem Freunde hinüber, der an der anderen Seite mit zur Seite geneigtem Kopf eben zu Else sprach. Ein sorgloses Lachen stand dabei um Falks vollen Mund, und seine Augen baten. Die kleine Blume aber, die das erregt aufstrebende Mädchen neben ihm vor wenig Stunden heimlich geküßt, und die er dann in das Knopfloch seines Rockes gesteckt hatte, hing müde und weck hernieder . . .

An diesem Abend geschah es zum erstenmal, daß Georgs Gedanken vor seinem Einschlafen nicht auch in Wien bei Sephi waren.

Lange, lange hatten sie erst bei Falk geweilt und bei der Tochter des Professors Bernhardi. Dann aber waren sie sacht hinübergezogen zu Mariane Molenaar, die so offen und voll gütiger Sorge zu ihm gesprochen hatte. Er hörte wieder ihre Worte — den milden, klaren Klang ihrer Stimme und sah ihre Augen auf sich gerichtet — helle, graugrüne Augen, über denen eine zarte Wimperreihe goldig schimmerte.

Eine scheue Sehnsucht, sie wiederzusehen, mit ihr zu sprechen, war in ihm. Sie war so klug — und was sie sprach, schien ihm so wunderbar klar . . .

Bis in seine Träume wob sich ihr Bild. —

(Fortsetzung folgt.)

## Trusts.

Von Dr. Fr. Ranjow.

Der unappetitliche Weltskandal, der sich an die Enthüllungen des „Youngle“ über die widernatürlichen Praktiken des nordamerikanischen Fleischtrusts geknüpft hat, lenkt die öffentliche Aufmerksamkeit in verstärktem Maße auf die höchst modernen Bildungen der großen Trusts. Man kann auf sie das Schillersche Wort anwenden: „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.“ Denn noch ist es nicht möglich gewesen, zu einem einheitlichen Urteil über sie zu gelangen, ihre wirtschaftlich-soziale Bilanz mit einem reinlichen Saldo auf der Aktiv- oder Passivseite abzuschließen. Für den einen Beurteiler sind die Trusts die fine fleur unserer neuzeitlichen Wirtschaftsentwicklung, die gewaltigsten Instrumente der Volkswohlfahrt, segensreiche Riesenmaschinen, die aus sterilem Fels unendliche Quellen des Reichtums zu schlagen verstehen; für den anderen sind sie die antisozialsten Schöpfungen, die sich denken lassen, mörderische Quetschen, die aus dem wehrlosen Konsumenten den letzten Tropfen des Wohlstandes herauspressen, und das verderblichste Instrument zur Anebelung der emporringenden Arbeiterklasse. Der eine volkswirtschaftliche Theoretiker betrachtet sie als die Gipfelung der „kapitalistischen“ Wirtschaft, der andere als die Vorstufe der sozialistischen. In dem einen Staatswesen sehen wir die Regierung bemüht, sie zu fördern, in dem anderen sehen wir die verzweifeltsten Anstrengungen des leitenden Staatmannes, sie einzuengen, zu schwächen, weil sie ihm als Staaten im Staate erscheinen, die den Wohlstand und die politische Gliederung des gemeinen Wesens mit Vernichtung bedrohen.

Wie immer in solchen Dingen wird die Wahrheit in der Mitte liegen, wird von Haß und von Gunst ein großer Teil berechtigt sein. Die Trusts sind massive Dinge, die auf der einen Seite hell im Sonnenlicht stehen, dafür aber auf der

anderen Seite tiefschwarze Schatten werfen; sie schütten aus ihrem Füllhorn Segen und Fluch, Reichtum und Armut, Freiheit und Sklaverei. Sie zeigen im guten wie im argen alle Charakterzüge unserer seltsamen Wirtschaftsepochen, die man schlechtweg die „kapitalistische“ nennt. Aber sie zeigen sie gesteigert, denn die Trusts sind in Wahrheit die letzte tatsächliche, ja, so weit man sehen kann, sogar die letzte denkbare Gipfelung und Zuspitzung des Kapitalismus. Als solche wollen wir sie zu begreifen versuchen.

Die kapitalistische Wirtschaft kennzeichnet sich auf den großen verbundenen Gebieten der Industrie und des Handels, nicht aber auf dem Gebiet der Landwirtschaft, durch ihre Tendenz zu immer größerer Konzentration und Zentralisation des Kapitals und der Betriebe. Diese Tendenz setzt sich durch auf dem Wege eines grenzenlosen Konkurrenzkampfes, der mit allen erlaubten und häufig genug mit unerlaubten Mitteln und mit einer beispiellosen Erbitterung geführt wird, eines Konkurrenzkampfes, in dem immer der Größere, das heißt der mit stärkerem Kapital Arbeitende, den Kleineren frisst, um bald selbst von einem noch Größeren gefressen zu werden, der nun seinerseits jeden gleich Großen wütend bekämpfen muß, um nicht von ihm gefressen zu werden. In diesem Kampf, der die Signatur unserer Zeit und den wichtigsten, nicht nur die Wirtschaft, sondern auch die innere und äußere Politik aller Kulturnationen zum größten Teil bestimmenden, psychologischen Hebel alles Geschehens darstellt, in diesem Kampf, der dem Seelenleben aller Kulturvölker seinen Stempel aufdrückt, dem die kolossale Steigerung in der Leistungsfähigkeit der körperlichen und geistigen Arbeit ebenso zuzuschreiben ist wie die Zunahme der Fälle von Selbstmord, Irren und Verbrechen; in diesem Kampf dient als Waffe die Unterbietung auf dem Markt.

Und da schwingt unter sonst gleichen Umständen der kapitalstärkere, größere Betrieb immer das wichtigere, schärfere, längere Schwert, so daß der kleine Konkurrent regelmäßig, aus tödlichen Wunden blutend, auf der Wahlstatt bleibt.

Der größere Betrieb produziert billiger und kann daher billiger verkaufen — das ist das Geheimnis seines Erfolges. Schon die „Manufaktur“, d. h. die von zahlreichen, einem leitenden Willen unterworfenen Arbeitskräften besetzte, aber noch nicht mit Kraftmaschinen ausgestattete Werkstatt, ist dem Handwerksmeister weit überlegen. Denn sie hat einen kaufmännisch geschulten, vorwiegend mit den kaufmännischen Dingen beschäftigten Leiter, der viel mehr Aussichten hat, „auf dem besten Markt“ zu kaufen und zu verkaufen als der Handwerker. Er kauft aber auch bei gleicher kaufmännischer Gewandtheit billiger ein und verkauft teurer, weil er größere Mengen vom Markt nimmt und auf den Markt bringt. Er hat beim Einkauf alle Vergünstigungen des Großkäufers, beim Verkauf alle Vorteile des Großverkäufers, der seine Preise diktiert und mindestens an Zeit, d. h. an Geld, gewinnt, wenn er in der gleichen Verhandlungsdauer, in der der Handwerker ein Stück absetzt, hundert verschließen kann.

Damit nicht genug: seine Arbeiter stellen in der gleichen Zeit viel mehr Waren her als ebenso viele isolierte Handwerker. Das dankt er dem Segen der Arbeitsteilung. Er organisiert den Arbeitsprozeß so, daß jeder seiner Angestellten immer nur einen möglichst kleinen, möglichst spezialisierten Teil des ganzen Verfahrens ausführt, durch das das Erzeugnis aus dem Rohstoff hergestellt wird. Dadurch gewinnt er dreifach: er kann jedem Teilarbeiter ein an seine Teilfunktion ganz besonders angepaßtes Werkzeug in die Hand geben, mit dem gerade diese Teilfunktion sich viel schneller und besser ausführen läßt als mit dem nicht spezialisierten Werkzeug, das der Handwerker führen muß, um den ganzen Arbeitsprozeß hintereinander durchzuführen. Er gewinnt zweitens dadurch, daß jeder Arbeiter in diesem einen Spezialfach eine ganz besondere Geschicklichkeit und Leistungsfähigkeit gewinnt, die der mit vielen verschiedenen Werkzeugen an vielen verschiedenen Arbeiten beschäftigte Handwerker nie erringen kann. Und er spart drittens die Zeit, die im Handwerksbetrieb notwendig verloren geht, wenn der Meister das eine Werkzeug niederlegt, um ein anderes aufzunehmen, und die Zeit, die jedesmal wieder hingeht, bis Hirn und Hand die neue Anpassung hergestellt haben.

Dank diesen Vorteilen verschlang überall die Manufaktur die Werkstatt. Aber ihr selbst entstand ein neuer, noch gefährlicherer Feind, die Fabrik, in der die Elementarkräfte des fallenden Wassers, des Windes, vor allem aber des Dampfes und neuerdings der Elektrizität Mitthelfer des immer feiner gegliederten und spezialisierten Arbeitsprozesses geworden waren. Hier steigerte sich die „Produktivität“ ins Unglaubliche, die Herstellungskosten der Waren sanken fabelhaft, und die Unterbietung auf dem Markt, der Konkurrenzkampf der Großen gegen die Kleinen, nahmen außerordentlichen Umfang an. Schon gilt manchem tüchtigen Beurteiler das ganze Handwerk im eigentlichen Sinn als völlig vernichtet, und selbst die Manufaktur fristet fast nur noch in der Hausindustrie ein kümmerliches Dasein auf Kosten ganzer, in Glend, Schmutz und Kummer verderbender Bevölkerungen.

Aber der Prozeß der Konzentration des Kapitals und der Zentralisation der Betriebe machte nicht Halt, als die Fabrik über ihre älteren Konkurrenten im Gewerbe gesiegt hatte. Der Konkurrenzkampf entbrannte nun zwischen Fabrik und Fabrik, zwischen Großkapital und Großkapital. Und es schien eine Zeitlang, als sollten nur die Mammutkapitalien und Mammutbetriebe übrig bleiben, als sollten nur einige durch das Verschlingen ihrer sämtlichen schwächeren Konkurrenten ins Gigantische gewachsene Riesenbetriebe die Warenerzeugung für ganze große Kulturkreise übernehmen.

Aber das war ein Irrtum. Die unwiderrstehliche Tendenz zur Konzentration und Zentralisation setzte sich weiter durch, aber nicht mehr bloß durch Unterbietung und Niederkonkurrierung

des Kleinen durch den Größeren, sondern von einem gewissen Zeitpunkt an in immer wachsendem Maß außerdem noch durch Kapitalassoziation. Der Grund für diesen Umschwung der kapitalistischen Taktik ist darin zu suchen, daß der Konkurrenzkampf immer schwerere Opfer kostete in dem Maß, wie ebenbürtige Gegner niederzuringen waren. Solange die mechanische Weberei nur einen armseligen Handwerker oder die Textilwarenfabrik eine kleine Manufaktur auszuotten hatte, war es kaum eine Schlacht, sondern nur ein Schlachten zu nennen. Die Fabrik konnte noch mit Vorteil zu Preisen verkaufen, bei denen der Kleine zugrunde gehen mußte. Seit aber Fabrik gegen Fabrik stand, hieß es unter Umständen, sehr lange unter dem Selbstkostenpreis verkaufen, bis den Konkurrenten der Atem ausging und man endlich, der einzige Sieger auf leichenbedecktem Schlachtfeld, den Siegespreis von dem Konkurrenten einziehen konnte, der jetzt zahlen mußte, was der Monopolinhaber verlangte. Das war ein verlustreicherer und gefährlicherer Krieg als gegen Handwerker, und so kam denn ein jüngerer Geschlecht bald dahinter, daß das eigentliche Ziel des Kampfes auch noch auf einem bequemen und gefahrloseren Weg erreichbar war. Was man erreichen wollte, war, dem Konkurrenten einen Preis zu diktiert, bei dem sehr hohe Gewinne herausprangen; das ist nur möglich, wenn man den Markt monopolistisch beherrscht. Zum Monopol kann man gelangen, wenn man der einzige Lieferant einer unentbehrlichen Ware ist, aber auch, wenn man sich mit allen andern Lieferanten einer solchen Ware zu gemeinsamem Vorgehen verbindet. Dann hat man allerdings den Monopolgewinn mit andern zu teilen, läuft aber auch nicht die Gefahr eines Kampfes, der ebenso leicht mit der eigenen Vernichtung enden könnte, und spart die ungeheuren Kriegskosten der Konkurrenz. Aus diesen Erwägungen entstand aus dem Konkurrenzkampf seine Antithese, die Kapitalassoziation.

Ihre erste Form waren bescheidene Vereinbarungen über die Preise gewisser Waren, abgeschlossen auf gewisse Zeit, unter Festsetzung und Sicherung gewisser Vertragsstrafen für den Fall der Übertretung der Vereinbarung, d. h. für den Fall eines Verkaufs unter dem festgesetzten Preis. Man nennt diese Bildungen gemeinhin Kartelle oder Konventionen.

Sie entwickelten sich schnell weiter zu höheren und festeren Organisationen, den Syndikaten und Ringen. Hier ist die Selbständigkeit der einzelnen Vertragsteilnehmer schon stärker eingeschränkt als bei den Kartellen, bei denen nur die Preisbestimmung dem gemeinsamen Willen unterliegt. Die Syndikate und Ringe haben in der Regel den ganzen Verkauf in einer Hand konzentriert; ihre Verkaufsbureaus sind das einzige Zwischenglied zwischen Produzenten und Konsumenten geworden; der einzelne Fabrikant verkehrt mit den Kunden entweder gar nicht mehr oder nur noch durch sein Syndikatsbureau, das die Preise festsetzt und ihm auszahlt. Hier ist der Fabrikant nur noch als Einkäufer seiner Rohstoffe und Hilfsstoffe und als Organisator seines inneren Betriebes selbständig; den gesamten Verwertungsprozeß seines Erzeugnisses hat er bereits abgetreten.

Auch dabei blieb der Assoziationsprozeß des Kapitals nicht stehen. Vielsach verteilten die Syndikate bald den Markt an ihre einzelnen Mitglieder, schufen Interessensphären der angegliederten Fabriken, in die keine andere eingreifen durfte; auf der andern Seite griffen sie oft auch in den Produktionsprozeß selbst ein, indem sie ihrem Mitglied das Quantum dessen vorschrieben, was es für seinen Teil höchstens herstellen durfte, ohne den Markt zu verschlechtern, d. h. die Preispolitik der Vereinigung zu gefährden.

Aber die volle Depossidierung des alten selbständigen Unternehmers wurde doch erst im „Trust“ erreicht. Die Syndikate fanden bald, daß ihre Politik den Nachteil hatte, allzu schwache, fallreife Betriebe künstlich am Leben zu erhalten, die der Konkurrenzkampf der alten Zeit längst fortgesetzt hätte. Unter Umständen konnte es im Interesse der leistungsfähigen Betriebe liegen, eine starke Preisherabsetzung eintreten zu lassen, sei es, um inländische Outsiders oder ausländische Konkurrenz

abzuwehren, sei es, um die Neuanlage von Werken gleicher Art zu erschweren, sei es nur, um durch dauernde Verbilligung des Preises neue mächtige Schichten von Abnehmern zu erobern. Solchen Wünschen standen die eben durch die Preispolitik des Syndikats selbst künstlich am Leben erhaltenen leistungsschwachen Betriebe hindernd im Weg, die die Preisherabsetzung nicht würden aushalten können. Da blieb nichts übrig, als das Syndikat zu sprengen, den Markt wieder durch den wütenden Konkurrenzkampf zu verwüsten — oder die Kapitassoziation auf den letzten Gipfel treiben, d. h. zur Trustbildung zu schreiten. Diese besteht in ihrer absoluten Form darin, daß eine ungeheure Aktiengesellschaft die sämtlichen in Frage kommenden Betriebe erwirbt und nun nicht mehr nur den Verkauf, sondern auch den Einkauf der Rohstoffe, die Fabrikation, Verfrachtung und den Verkauf der Ware von einer Stelle aus leitet. Derart werden die einzelnen früher selbstständigen Betriebe auf friedlichem Weg Teilwerkstätten eines einzigen, weitverzweigten Leviathanwerkes, die früheren selbstständigen Unternehmer werden zu Direktoren und Aufsichtsräten einer Kolossalaktiengesellschaft, der sie zu gehorhamen haben.

Diese „Vertrustung“ ganzer Industriezweige setzte sich zuerst „horizontal“ durch, d. h. verschlang die nebeneinanderstehenden Werke eines Gewerbszweiges; sie griff aber bald auch in „vertikaler“ Richtung um sich, d. h., sie zeitigte die Tendenz, alle diejenigen Zweige zu ergreifen, die überhaupt an der Fertigstellung ihrer Ware beteiligt sind. Das gewaltigste Beispiel für diese Tendenz ist der nordamerikanische Stahltrust, jenes fast undenkbar große Kapitalgebilde mit einem Nominalkapital von der Höhe der französischen Kriegsentfesselung, das Erz- und Kohlenbergbau, Hütten- und Walzwerke, Maschinen- und Waffenfabriken, Neederei und Eisenbahnen zusammenfaßt, so daß es von der Gewinnung des Rohstoffes an bis zum Verkauf des Fertigfabrikats an den Kunden kaum einem andern Unternehmer tributpflichtig ist.

Erst bei diesen Bildungen zeigen sich Segen und Fluch der Organisation in gleich großartiger Weise.

Der Segen besteht in dem schwindelerregenden Tempo des technischen Fortschritts, den der Trust bringt. Er stellt veraltete, leistungsschwache Werke rücksichtslos still, er stattet andere dafür mit Maschinen von unerhörter Leistungsfähigkeit und — Kostspieligkeit aus und entwickelt die Arbeitsleitung in der Werkstatt bis zu einer sonst undenkbar feinen und Leistungshöhe. Er reduziert die Reibungen des Arbeitsprozesses auf das kleinste im Augenblick erreichbare Mindestmaß, verringert die Herstellungskosten durch das alles aufs äußerste, d. h. mit andern Worten: er schafft ungeheure Reichtümer, denn er spart menschliche Arbeit an dem einen Punkt, die nun an irgendeinem andern Punkt andere Reichtümer schaffen kann.

Die Gefahr, der Fluch, wenn man will, dieser titanischen Gestaltungen liegen in der unendlichen Machtfülle, die sie durch ihr Kapital und ihren Einfluß auf den Markt ausüben können. Sie sind imstande, den Konsumenten geradezu auszubeuten, indem sie ihm nicht nur von der durch sie geschaffenen Verbilligung des Produkts keinen Vorteil zukommen lassen, sondern ihm unter Umständen auch noch den alten Preis herausheben. Sie bilden, von der sozialen Seite aus gesehen, eine unendliche Gefahr für die aufstrebende Industriearbeiterschaft, die bisher gerade durch den Konkurrenzkampf zwischen den Unternehmern emporkommen konnte, weil einer den andern im Lohn überbieten mußte, um die für jenen Kampf unentbehrlichen Soldaten, die Arbeitskräfte, zu erlangen. Das hat so ungeheuren Bildungen gegenüber ein Ende, die viel leichter und länger einen Stillstand aushalten können als die koalitierte Arbeiterschaft.

Schließlich aber bildet die Ansammlung so unendlicher Machtmittel in einer Hand eine starke politische Gefahr. Sogar auf dem Gebiet der internationalen Politik! Man denke an die Erregung, die Deutschland durchzitterte, als der nordamerikanische Schiffahrtstrust den Versuch machte, die

größten deutschen Needereien aufzukaufen. Viel mehr aber noch auf dem Gebiet der inneren Politik! So ungeheure Kapitalien in einer Hand bilden eine innerpolitische Macht von unberechenbarer Gewalt, buchstäblich einen „Staat im Staat“. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika spüren es hart an eigenen Leib, und selbst Theodore Roosevelts Energie scheint vergebens dagegen kämpfen zu sollen. Dort beherrschen die Trusts Gesetzgebung, Verwaltung, Justiz und Presse, erklären Krieg und schließen Frieden (Ruba und der Zuckertrust!) und machen so das nationale Leben von achtzig Millionen freier Kulturmenschen zum Spielball der Interessen einiger skrupelloser Milliardenäre.

Von derartigen Ausschreitungen ist in Europa nichts zu bemerken, und hier kann man streiten, ob Segen oder Fluch überwiegen. Wir schreiben den deutschen Kapitalvereinigungen auf die Habenseite eine stattliche Entfaltung der Technik, wenn auch so gigantische Fortschritte wie „drüben“ hier nicht zu preisen sind. Es ist vielleicht auch wahr, daß die Syndikate und Trusts einiges dazu beigetragen haben, um die „Anarchie der Produktion“ zu ordnen und die Schwere der periodisch wiederkehrenden „Krisen“ zu mildern, indem sie eine größere Stetigkeit der Erzeugung bewirkten und durch eine geschickte Exportpolitik den Binnenmarkt in Notzeiten entlasteten.

Ins Debet schreiben wir unsern Kapitalvereinigungen vor allem die Ausbeutung des inneren Marktes; sie haben vielfach, so das Kohlenyndikat, durch ihre Preispolitik hemmend auf andere Industriezweige gewirkt und sämtlich den deutschen Konsumenten so hoch genommen, wie es unter dem Schutz der Zölle nur möglich war. Ferner ist eine gewisse Feudalisierung des Landes gegenüber den Arbeitermassen festzustellen, die nicht im Interesse des sozialen Friedens liegen dürfte.

Von einem Mißbrauch ihres auch in Deutschland sehr bedeutenden politischen Einflusses ist jedoch nichts zu bemerken gewesen, was mit amerikanischen Mißständen vergleichbar wäre. Daß sie ihre Kräfte eingesetzt haben, um Zoll- und Sozialgesetzgebung nach ihren Wünschen und Interessen zu lenken, wird ihnen billig niemand verdenken; aber zur Korruption des ganzen Sozialkörpers ist es denn doch nicht gekommen. Und es wird auch nicht so weit kommen bei uns wie in Nordamerika, wenn es auch ängstliche Gemüter prophezeien.

Denn erstens hat Amerika ungeheure Schutzzölle, hinter deren unüberbrückbaren Wällen der Trust, vor der internationalen Konkurrenz geschützt, ganz anders Fuß fassen kann als hinter den niedrigeren Mauern unserer Industriezölle; zweitens ist Amerika eine Demokratie, und selbst die Demokraten, vor allem aber die Sozialisten stimmen mit der uralten These überein, daß die Demokratie nur dort die mögliche Staatsform ist, wo keine schroffen Vermögensunterschiede zwischen den Bürgern bestehen. Wo aber so ungeheure Reichtümer auf der einen Seite so großer Armut auf der andern gegenüberstehen, da ist die Demokratie zu schwach, um zu verhindern, daß der eine den Staat laufe und der andere ihn verkaufe. Und drittens ist Nordamerika dasjenige Land, in das in hellen Haufen die Ausgestoßenen der rückständigen Staaten Alt-Europas strömen, jetzt fast eine Million jährlich: Russen, Italiener, Polen, Donauslawen. Diese Einwanderer bilden die „Reservearmee“, aus der die großen Trusts immer wieder ihre Truppen rekrutieren, mit denen sie den Aufstieg der einzigen ebenbürtigen Kraft aufhalten, die dereinst die Trusts besiegen könnte: der Arbeiterschaft.

So umspannen die Wechselbeziehungen Alte und Neue Welt. Wenn gesunde politische und wirtschaftliche Reformen Osteuropa erlösen, dann stoppt die Auswanderung nach Nordamerika. Dann sinkt dort das Arbeitsangebot, und die Löhne steigen, während die Gewinne des Kapitals fallen. Und damit mindert sich die Macht der Trusts, während die Macht der eigentlichen Schaffer in Stadt und Land steigt. Und dann wird von den Trusts nichts übrig bleiben als die gewaltigen Fortschritte, die sie der Technik und damit der Wohlfahrt des Menschengeschlechts gebracht haben.

**Kaiser Franz Joseph in Böhmen.** (Zu der untenstehenden Abbildung.) Unser Bild hält eine Erinnerung an die böhmische Reise Kaiser Franz Joseph fest: die Begrüßung des Monarchen durch den Bürgermeister von Kuttenberg. Es waren Festtage für Böhmen, als der greise Kaiser seit langen Jahren zum erstenmal durch das Land zog, Festtage besonders deshalb, weil in die Mauer, die Tschechen und Deutsche trennt, zum erstenmal eine Breche geschlagen ist, weil so etwas wie ein Zusammenbruch der beiden nebeneinander wohnenden Rassen sich vollzogen hat. Und wenn es auch nur auf wirtschaftlichem Gebiet war, nur aus Utilitätsgründen geschah, um das Zustandekommen und den Erfolg der Reichsberger Ausstellung zu sichern, so hat doch solch gemeinsames Arbeiten immer auch einen Rückschlag auf Politik und Gesinnung. Kaiser Franz Joseph, der oft so tief unter dem Zwiespalt gelitten hat, der seine Staatsbürger entzweite, war die Freude zu gönnen, auch einmal ein Stück Einigkeit und wirtschaftlichen Zusammenhaltens überblicken zu dürfen.

**Die Krönung in Drontheim.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) In der alten norwegischen Krönungsstadt Drontheim, in der herrlichen Domkirche, die dreimal aus Trümmern sich zu neuer, himmelanstrebender Pracht erhoben hat, ist am 22. Juni der Erwählte des norwegischen Volkes, der dänische Prinz Karl, der nun den Namen Haakon VII. trägt, in feierlichem Zeremoniell mit seiner Gemahlin gekrönt worden. Die Vertreter der europäischen Throne, die Gesandten des Auslandes und eine riesige Volksmenge wohnten der Handlung bei, deren Eindrücke keiner der Anwesenden je vergessen wird. Mehr als 600 Jahre sind es her, daß an gleicher Stelle der letzte Vertreter eines nationalen Herrschergeschlechts und der Stammesvorfänger des jetzigen Königs, auch ein König „Haakon“, gekrönt wurde, und die jetzige Krönung hat sich ganz

in dem alterwürdigen Ritus vollzogen, der schon vor Jahrhunderten beobachtet wurde. Es war ein wundervolles Bild, das die tausendjährigen Kirchenmauern am 22. Juni im Drontheimer Dom umschlossen. Die weißen und gelben Seidengewänder der Geistlichkeit, die schimmernden Schleppen der blonden Nordlandsfrauen, blitzende Juwelen, goldtropfende Galauniformen der ausländischen Vertreter, und über dem allen das Rippengewölbe schlanter gotischer Säulen, das farblich gebrochenes Licht der alten Kirchenfenster. Während hoch in den Lüften die Glocken ihr ehernes Festlied sangen und die Kanonen Salut brüllten, salbte der Bischof das Königspaar an Stirn und Handgelenk zu ihrem verantwortungsvollen Amt, und die Minister umkleideten den König mit den uralten küniglichen Würden: mit Königsmantel, Zepter, Krone und Schwert. Kein Mähten hat die Feier gehört, aber in Behmut mag manch ein Gedanke hinüber geirrt sein zu dem greisen König auf Schwedens Thron, der auch einmal die Krone Norwegens getragen hat.



Das norwegische Königspaar im Krönungsornat.

scheint und immer verklärter, immer heiterer wird, je höher das Fandgen und Schludgen der Geige schwillt, je süßere Weisen aus dem braunen Holz hervorquellen und über den lautlos horchenden Hören dahinschweben. Nein, die Jahre ändern nichts an Joseph Joachims Bild und Spiel. Nur manchmal, wenn eine besonders markante Zahl erreicht ist, eine Zahl, die für viele bereits Ende des Weges, Schluß des Lebensliedes bedeutet, schreckt man auf und wird daran gemahnt, daß

**Joseph Joachim.** (Zu dem Bildnis auf Seite 584.) Seit Jahren steht das Bild des großen Geigenmeisters fest unrrissen, unverändertlich in der Erinnerung derer, die einmal seinem begnadeten Spiel lauschen durften, und unmerklich gleiten die Jahre an diesem verehrten Bild vorüber, an dem weißhaarigen Künstlerhaupt, das mit geschlossenen Augen sich auf die Geige neigt, das in sich selbst hinein zu lauschen



Begrüßung Kaiser Franz Josephs in Kuttenberg in Böhmen.

Rada Bremer Dorat, Prag, 1901.



Professor Joseph Joachim  
feiert seinen 75. Geburtstag.

den der Einfluß Liszts und die Freundschaft Bilous und Robert Schumanns sehr begünstigt und gefördert hatten, zuerst jene Quartettabende, die er später zu solchem Ruhm bringen sollte. Das „Joachim-Quartett“ ist das unerschöpfbare Vorbild auf dem Gebiet der Kammermusik bis heute geblieben, es bietet seit drei Jahrzehnten den höchsten Genuß des musikalischen Lebens in Deutschland. Auch als Komponist hat Joseph Joachim sich hervorgetan.

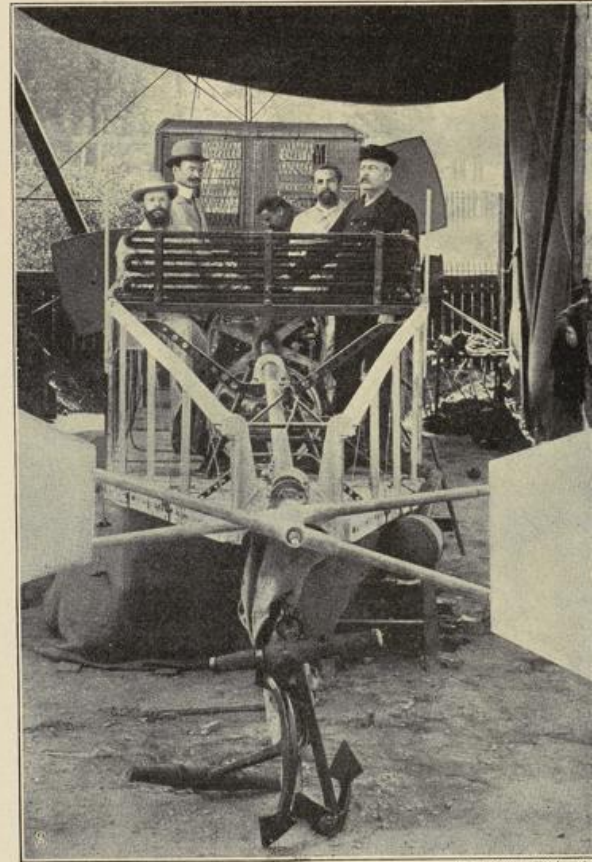
**In der Marktenterei.** (Zu dem Bild auf Seite 568 u. 569.) Ein Soldatenbild aus der friderizianischen Zeit — Truppen der verschiedenen Waffengattungen, Grenadiere, Husaren und andere, finden sich an der Erholungstätte zusammen, wo das behagliche Pfeischniedmet, ein guter Trunk erquickt, volle Häßer ein entsprechendes Mobiliar bilden, und wo sich's von den Taten und Abenteuern des Kriegs gemüthlich plaudern läßt. „Merks, wollt ihr denn ewig leben?“ — hatte einst der Alte Fritz seinen Soldaten zugerufen — nun, sie haben tapfer der Todesgefahr getrogt, aber die kräftigen Gestalten freuen sich auch des Lebens, wenn sie von Strapazen und Kämpfen sich einmal ausruhen können. Auf dem Bild Seilers mit seinen lebendigen Soldatengruppen werden indes viele das „Ewig-Weibliche“ vermiffen, die Marktentereiminnen, die ja im Lagerleben der Dichtungen eine so große Rolle spielen — wer denkt da nicht an die Courage des Simplizissimus, dies Soldatenliebchen mit seinen unzähligen Liebesabenteuern, oder an Schillers Gustel von Blasewitz, die auch nicht bloß dem langen Peter von Ipehoe ihr Herz geschenkt hat, oder die Madame Sans-Gêne der Napoleonischen Heere, die im Schlachtenfeuer verwundet und später Herzogin von Danzig wurde? Der Maler hat es vorgezogen, nur dem strengen Kriegsgott zu hulbigen und dem Mars nicht die Venus zur Gesellschaft zu geben.

**Walter Wellman.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wir haben unseren Lesern neulich von der kühnen Nordpolfahrt erzählt, die der Amerikaner Wellman, den Spuren Andrés folgend, im Luftschiff unternommen will, und bringen nun heute das Bild des unerschrockenen Mannes, der schon mehreremal monatelang in den Polargegenden gewohnt hat, um sich an die Schrecken des ewigen Eises zu gewöhnen und die Windstärken und -richtungen, die Fährnisse und Witterungsverhältnisse jener Zone zu studieren. Walter Wellman, der rechterhand vorn in seiner Gondel steht, ist auf Grund sorgfältiger Berechnungen zu der Zuversicht gekommen, die gefährliche Fahrt unter günstigen Windverhältniffen in fünf, unter widrigen in fünfzehn Tagen zurücklegen zu können — möge die Hoffnung ihn und seine Anhänger nicht trügen!

**Sirenenidyll.** (Zu unserer Kunstbeilage.) Es ist ein wundervolles Stückchen deutscher Heimat Erde, das Th. Schütz in seinem Bild festgehalten hat, und es ist auf dem Weg vom Auge durch den Pinsel auch nicht ein Bruchteil des Zaubers verloren gegangen, der jener Landschaft — einem Ausschnitt der „Schwäbischen Alb“ — in Wahrheit eignet. In Sonnenanzug getaucht, liegen Nähe und Ferne. Blaue Schleier hülfen die Weite ein, aber der Vordergrund spielt in unend-

jedes weitere Jahr im Leben Joseph Joachims ein wahres Geschenk ist, und der Gedanke an den Meister wird zu einer stummen Bitte andas Schicksal: „Laß ihn uns noch!“ Er steht unter uns als Vertreter des „Klassischen“ in der Musik, ein vollendeter Künstler, ein Vorbild und Wahrzeichen für viele. Sein ganzes Leben stand unter dem Zeichen der Musik. Schon der Achtjährige konnte, von trefflichen Meistern unterrichtet, mit großem Erfolg konzertieren und spielte sich in die Herzen vornehmer Musikliebhaber hinein, die sein großes Talent förberten. Im Jahr 1851 veranftaltete Joachim,

lichen Tönen des Sonnenunterganges und herbstlicher Schönheit. Trümerischer Friede steigt auf aus grünen Tälern, sinkt nieder vom blauen Abendhimmel, und sehnüchtige Jugend, spielende Kindheit atmet den Frieden ein. Nur ein echter Künstler wird solch' schlichter Schönheit gerecht, und Theodor Schütz, der Maler unseres Bildes, ist ein echter Künstler, ein deutscher Künstler durch und durch. Lang', ehe das Wort „Heimatlust“ zum Schlagwort wurde, hat er Heimatlust geliebt, er hat hineingegriffen „ins volle Menschenleben“ nach Goethe'schem Rezept, und was er packte, war interessant für den, der an unserem Volkstum seine Freude hat. Man wird an Ludwig Richter erinnern, wenn man die entzückenden Genrebildchen und Mädchenköpfe von Theodor Schütz sieht, und wirklich hat E. v. Gebhardt von ihm gesagt, er sei in der Farbe das, was L. Richter mit dem Stift war. Am 26. März 1830 geboren als sechster Sproßling eines kinderreichen Pfarrhauses in Tübingen — einem echt schwäbischen Dörfchen des württembergischen Schwarzwalbes — mußte der begabte Junge, der von klein auf malte und zeichnete, auf Befehl des Vaters einen „festen Beruf“ ergreifen, hatte aber „a gar so kurz Gedächtnisse“, daß er den Notar aufgeben und nun doch seiner geliebten Kunst dienen durfte. Im Herbst 1848, also als Achtzehnjähriger, trat Theodor Schütz in die Stuttgarter Kunstschule ein, und viele seiner schönsten Landschaftsbilder stammen aus der Zeit, die er in Stuttgart verlebte. Bis zum Jahr 1854 blieb Schütz in Stuttgart, dann zog er nach München, mit einem Reisestipendium des württembergischen Staates bedacht. Aber das Münchener Kunstleben jener Zeit gab dem stillen Mann nichts, er führte ein Wanderleben, bis Piloty in München ans Ruder kam und den Jagen zurückloste. Sein erstes dort gemaltes Bild „Abendglode“ trug ihm die Silberne Medaille der Akademie und die Anerkennung des Publikums ein, eine Komreise, die er 1858 in Pilotys Gesellschaft unternahm, bot ihm eine Fülle von Anregungen, doch konnte sie seine Art nicht modeln, er war und blieb ein Maler der Heimat. Grundverschieden von Piloty, fand er den Aufenthalt in München auf die Dauer nicht erprießlich, und es war wie eine Flucht zu sich selbst, als er 1866 nach Düsseldorf zog. Er süßte sich bald wohl in der schönen Maler- und Gartenstadt, die Bestellungen ließen fleißig ein, und daneben malte der Meister unermüdet an den Bildern, die die eigene Phantasie, die das Volksleben ihm in reicher Fülle boten. Man kann nicht von dem Bildermaler Theodor Schütz reden, ohne auch des Illustriators zu gedenken, der viele unserer schönsten Dichtungen, wie Uhlands wundervolle Lieder mit feinstem Verständnis und innigem Empfinden illustriert hat.



Der Nordpolfahrer Wellman in der Gondel seines Luftschiffes